

DER FELS

Bischof Bertram Meier:
„Persevera!“ – Sei beharrlich!

35

Gerhard Kardinal Müller:
Kirchlicher Segen muss dem
Willen Gottes entsprechen

44

Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann:
Neuevangelisierung: Von der
Abwendung zu neuer Zuwendung

50

Katholisches Wort in die Zeit

55. Jahr Februar 2024



INHALT

Bischof Bertram Meier: „Persevera!“ – Sei beharrlich!	35
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Christus als Gottes Weisheit und Maria als Thron der Weisheit	42
Gerhard Kardinal Müller: Kirchlicher Segen muss dem Willen Gottes entsprechen	44
Diakon Raymund Fobes: Priester und Musik als Lebensaufgabe	48
Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann: Neuevangelisierung: Von der Abwendung zu neuer Zuwendung	50
Prälat Ludwig Gschwind: Die Biblische Geschichte	54
Prof. Dr. Hubert Gindert: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Papst Johannes Paul II. ...	55
Klemens Hogen-Ostlender: „Privilegien“ aus Glaubenshass	56
Pfarrvikar Dr. Achim Dittrich: „Maria in Böhmen“	58
Bis ins hohe Alter mit Verantwortungsbewusstsein und im Dienst der Kirche Kardinal Walter Brandmüller ist 95	60
Auf dem Prüfstand	61
Leserbrief	62
Veranstaltung	63

Impressum „Der Fels“ Februar 2024 Seite 63
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

**Titelbild: Transfiguration,
Verklärung des Herrn
Raffael (1516/20), Vatikan. Museen, Rom**

commons.wikimedia, downloaded von
Artist Hideout, Gemeinfrei

Foto- und Quellennachweise: Seite 63

Liebe Leser,

wir haben uns für das Jahr 2024 alles Gute gewünscht. Sicher war das in den meisten Fällen auch so gemeint. Manche haben ihre Wünsche auch mit „friedlich“ konkretisiert. Nun gehen wir bereits in den zweiten Monat des neuen Jahres hinein und alles scheint so zu sein, wie es im alten gewesen war. Das kann auch nicht anders sein. Denn wir sind mit dem Ballast des alten Jahres in das neue eingetreten: Den Kriegen mit ihren Folgen für uns, mit den Gefahren des Klimawandels, mit den Beschlüssen des Synodalen Weges in der katholischen Kirche in Deutschland und mit den Folgen der „Fortschrittskoalition“ der Bundesregierung. Hier etwas kurzfristig zu ändern liegt nicht in unserer Hand. Wo wir in die Gesellschaft hineinwirken können, liegt das im familiären und überschaubaren Bereich – zusammen mit Gleichgesinnten oder mit Menschen guten Willens. Wenn sich nach der repräsentativen Untersuchung nurmehr vier Prozent der deutschen Katholiken als „religiös und kirchengebunden“ bezeichnen, steht die Frage Jesu im Raum „wollt auch ihr gehen?“ Es geht darum, dass das Licht des glimmenden Dochts nicht erlischt durch kleine Gruppen, die sich am Wort des Herrn stärken und miteinander beten. Aus der Geschichte können wir auch heute Mut schöpfen: Auf dem ersten ökumenischen Konzil 325 in Nizäa ging es um die Frage, war Jesus wahrer Gott und wahrer Mensch. Nur zwei Bischöfe unterschrieben diese Erklärung nicht. Wenige Jahre danach lehnten das nahezu alle Bischöfe ab. Sie waren von der Wahrheit abgefallen. Erst 361 setzte, nach dem Kirchenhistoriker Hubert Jedin, der allmähliche Umschwung ein.

In diesem Monat erinnert uns die Kirche an die Bußzeit, um Ballast abzuwerfen und aus der Mittelmäßigkeit hervorzutreten. Um kon-

kreter zu werden, erinnern wir in dieser Felsausgabe an den zweiten Apostel Deutschlands, Petrus Canisius. Bischof Bertram Meier stellte ihn auf einer Veranstaltung in Heiligenkreuz vor. Canisius hat in einer Zeit gelebt, die der unsrigen sehr ähnlich war. Das Lebensmotto von Canisius lässt sich mit dem Wort „Persevera“! zusammenfassen. Es lässt sich mit „halte durch“, „bleib dran“, „sei beharrlich“ übersetzen. In rastloser Sorge um die Seelen legte Canisius – so hat man errechnet – mehr als 100.000 km, meist zu Fuß, zurück. Als er in die damals ca. 75.000 Einwohner zählende Stadt Augsburg gerufen wurde, war höchstens noch ein Zehntel der Bewohner dem katholischen Glauben treu geblieben. Petrus Canisius hat diese Zahl durch Gebet, Predigten, Beichtsitzen und seine Glaubwürdigkeit gewaltig verändert.

Wer an der Erneuerung der Kirche in Deutschland mitarbeiten will, der kann auch Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. zum Wegweiser nehmen. Ratzinger hat 1970 als Professor in Regensburg gesagt: „Die Zukunft der Kirche wird auch dieses Mal, wie immer, von den Heiligen neu geprägt werden. Von Menschen also, die mehr wahrnehmen als die Phrasen, die gerade modern sind. Von Menschen, die deshalb mehr sehen können als andere, weil ihr Leben weitere Räume umfasst“.

Mit den besten Grüßen
aus Kaufering



Ihr Hubert Gindert
und das Redaktionsteam

„PERSEVERA!“ – Sei beharrlich!

Leitspruch des Petrus Canisius

Kürzlich las ich in einer wissenschaftlichen Biographie folgende Sätze, die mich spontan ansprachen, weil sie mir fast unheimlich aktuell erschienen:

„Das (...) Jahrhundert ist geprägt von einer Zeitenwende, von einem Umbruch, der alle Schichten erfasste und niemanden unberührt ließ. Diese Entwicklung begann bereits vorher und dauerte darüber hinaus. (...) In der Politik, in der Kirche, in der Gesellschaft, überall wurden alte Werte brüchig, verloren an Glanz und mussten neuen Überzeugungen Platz machen (...). Der Mensch (...) entriss der Welt ihren Schleier. Er suchte ihre Geheimnisse zu ergründen. Sein Interesse verlagerte sich von der Vertikalen hin zur Horizontalen. (...) Der Mensch machte sich zum Maß aller Dinge, er stellte sich in den Mittelpunkt seines Denkens und Handelns. Die Welt und Gott wurden zu Objekten. (...) Eine Reaktion auf den Niedergang der Amtskirche war die Emanzipation der Laien. (...) Aber auch die Laienkirche bot ein zwiespältiges Bild. (...) Es (gab) eine Tendenz zur Verdinglichung des Glaubens. Die Menschen suchten Schutz vor den vielfältigen Gefahren des Lebens. (...) Die Leichtgläubigkeit kannte keine Grenzen.“

Was hier stakkatoartig vom 15. Jahrhundert ins Licht gehoben wird, scheint mir auch kennzeichnend für das noch junge 21. Jahrhundert zu sein. Papst Franziskus war einer der ersten, der Monate vor der Pandemie, die für uns alle eine historische Zäsur bedeutete, von einer „Zeitenwende“ sprach. In jenem Brief „An das pilgernde Volk Gottes in Deutschland“ vom Juni 2019, der viel Staub aufgewirbelt hat und eine heftige Kontroversdiskussion hervorrief, die nicht selten in eine Vereinnahmung des Papstes für die je eigene Position mündete, heißt es:

„Wir sind uns alle bewusst, dass wir nicht nur in einer Zeit der Veränderungen leben, sondern vielmehr in einer Zeitenwende, die neue und alte Fragen aufwirft,

angesichts derer eine Auseinandersetzung berechtigt und notwendig ist.“

Die Kirche besteht, wie es im ersten Petrusbrief heißt, aus „lebendigen Steinen“ (1 Petr 2,5),

- aus Menschen, die sich hier und jetzt zu Christus bekennen, die bei aller Fehleranfälligkeit, bei allem Versagen und in der Neigung zur Sünde in Seine Fußstapfen treten wollen, Seinen Ruf, „Folge mir nach!“ (Mk 1,17), gehört haben und immer wieder neu hören;

- Menschen, die nicht loskommen von IHM, mögen sie noch Kirchenmitglied sein oder schon nicht mehr ...

Zu dieser Kirche zählen auch wir. Vor einem Jahr feierten wir den 500. Geburtstag des hl. Petrus Canisius, nicht nur in der Diözese Innsbruck, deren Patron er ist, sondern auch im Bistum Augsburg, das sich seines ehemaligen Cathedralpredigers und Universitätsgründers gern erinnert hat! Leider wurde der runde Geburtstag des „zweiten Apostels Deutschlands“ nach Bonifatius in meinem Heimatland geradezu verschluckt von der Welle des sog. Synodalen Weges, dem eine Persönlichkeit vom Format des Canisius als geistlicher Begleiter zu wünschen wäre. Daher bin ich sehr dankbar, bei Ihnen, lieber Abt Maximilian, mit dem heutigen Thema auf offene Ohren gestoßen zu sein. Ja, Canisius kann auch nach 500 Jahren noch Menschen mobilisieren. Und das mit Recht, denn wir können viel von ihm und seinem Einsatz für Christus lernen.

So erlaube ich mir, sogleich *medias in res* zu gehen und in einem persönlichen Zugang mir wichtige Aspekte aus dem Leben und Wirken dieses missionarischen Theologen zu entfalten.

Prediger und Ratgeber

Unmittelbar nach seiner Entscheidung gegen den Eintritt in die hochangesehene Kölner Kartause und für den neuartigen und daher in weiten Kreisen

der Gesellschaft noch kritisch beäugten Jesuitenorden, den er durch seinen Exerzitenmeister Peter Faber SJ kennengelernt hatte, gründete der 22jährige Holländer mit Hilfe seines väterlichen Erbes eine erste jesuitische Niederlassung. Damit setzte er ein klares Zeichen für die sog. Altgläubigen, die zum Papst und der hergebrachten Glaubenslehre hielten: Denn der amtierende Kölner Erzbischof und Kurfürst Hermann von Wied (1477-1552) war drauf und dran, sich öffentlich als reformatorisch zu bekennen und hatte bereits seit Jahren Lutheraner als Prediger zugelassen. Deshalb war es in den Augen vieler besorgter Katholiken höchste Zeit zu intervenieren. – Fast kommt es einem Husarenstückchen gleich, dass es gerade dem jungen Peter Kanis 1545 als Unterhändler gelang, Kaiser und Papst für die brenzlige Situation und die drohenden Folgen zu sensibilisieren. In Rom reagierte man schnell, setzte Hermann von Wied ab und die Stadt der Hl. Drei Könige blieb katholisch.

Petrus Canisius, wie er sich fortan nach Humanistenbrauch nannte, wirkte als begeisterter Theologieprofessor an der Universität in Köln und als Prediger an Sonn- und Feiertagen – sogar noch vor seiner Priesterweihe am 13. Juni 1546. Danach reihte er sich mutig und konsequent ein in die Zahl derer, die ihr Leben der Erneuerung der Kirche verschrieben hatten. Ein erster Meilenstein war dabei die Entsendung als Konzilstheologe nach Trient (1547) durch den Augsburger Bischof, Kardinal Otto Truchsess von Waldburg-Trauchburg (1514-1573), mit dem er sich einige Zeit vorher angefreundet hatte. Historisch betrachtet ist es vor allem Canisius und seinen Mitbrüdern zu verdanken, dass dieses mit insgesamt 18 Jahren „längste Konzil in der Kirchengeschichte“ überhaupt abgeschlossen werden konnte!

Seine Beziehung zu Kardinal Truchsess von Waldburg offenbart über-

dies, dass Canisius als Jesuit zwar kompromissloser „Papalist“ war, aber keinesfalls Verständnis heuchelte, wo Mahnung oder gar der Hinweis auf das Jüngste Gericht angezeigt waren. So machte er auch gegenüber hochrangigen Würdenträgern und Gönnern keinen Hehl daraus, dass in seinen Augen Strukturreformen innerhalb der Kirche dringend notwendig waren. Doch leider blieb sein Einsatz in dieser Hinsicht erfolglos. Die neueste, sehr fundierte und dabei gut lesbare Biografie unseres Heiligen aus der Feder von Mathias Moosbrugger resümiert lapidar: „Dass (...) die deutsche Kirche noch beinahe ein Vierteljahrtausend lang eine machtpolitisch orientierte Adelskirche bleiben sollte, ist Tatsache.“

Wie sehr der junge Mitbruder für die „Rettung der Seelen“ brannte, erfuhr 1548 auch der Ordensgründer Ignatius von Loyola, als er Canisius vor dessen Profess auf Lebenszeit in seine unmittelbare Nähe nach Rom rief. Und obwohl der erste deutsche Jesuit dort u. a. als Gärtner und Küchengehilfe seine Bereitschaft zu allen Arbeiten im Dienste der Gesellschaft Jesu unter Beweis stellte, wurde offensichtlich, dass der hellhäutige Mitteleuropäer nicht nur die mediterrane Hitze schwer ertrug, sondern sich – in einer Art pastoralem Heimweh – unablässig nach Deutschland zurücksehnte. Doch erst der scheinbare Umweg über das sizilianische Messina und

die dortige Gründung eines neuartigen Jesuitenkollegs vermittelten Petrus Canisius das nötige Rüstzeug. Kaum hatte er am 4. September 1549 seine letzten Gelübde abgelegt, brach er im Bewusstsein, damit seinem göttlichen Auftrag zu folgen, nach Ingolstadt auf – nicht ohne vorher in Bologna noch den für eine Anstellung an der bayerischen Universität notwendigen Doktorgrad zu erwerben. Er hatte erkannt, dass Bildung und Ausbildung eine zentrale Rolle in der Verkündigung und Festigung des Glaubens spielten!

Umso herber war folglich die Ernüchterung, die aus Canisius erstem Ingolstädter Bericht an die Ordensleitung spricht: „Es ist im Allgemeinen nutzlos, irgendein Interesse für Religion bei den Deutschen vorauszusetzen. Für die Katholiken beschränkt sich die religiöse Praxis darauf, eine inhaltsleere Predigt an Feiertagen zu hören. Was Fasten letztlich bedeutet, erschließt sich den in Deutschland lebenden Katholiken nicht; wenn es hochkommt, ist gerade einmal das Wort ‚Fastenzeit‘ bekannt. Wie selten ist es, dass sie in die Kirche gehen, die Messe mitfeiern oder auch nur das geringste Interesse für religiöse Traditionen zeigen. Wohlgemerkt: Ich spreche von den Katholiken, die diesen Namen noch tragen. Jeden Tag gibt es eine Messe in unserer Kapelle. (...) Man kann die Glocke auch zweimal läuten, alles vergebliche Liebesmüh: Es besuchen

nur wenige Leute die Messe (...), auch wenn sie uns schätzen wegen unserer Lehre und unseres Lebensstils.“ Klingt uns dies nicht recht vertraut?

Doch Canisius und seine Gefährten lassen sich nicht entmutigen, sie igeln sich nicht ein oder widmen sich in Wagenburgmentalität den wenigen verbliebenen Katholiken. Im Gegenteil: Getreu dem Leitwort ihres Ordens, „iuvare animas – den Seelen helfen“, suchen sie das Gespräch mit allen, den Gebildeten und Ungebildeten, den Armen und Reichen, den Ausgestoßenen und Randständigen – und vor allem jenen Menschen, die der katholischen Kirche den Rücken zugekehrt hatten.

Dabei leben die Jesuiten selbst extrem asketisch, buchstäblich von der Hand in den Mund, und sie leben vor, was sie verkünden. Jahrzehnte später wird Canisius seinem Ordensgeneral das bewährte Vorgehen im Rückblick (Januar 1583) folgendermaßen erläutern: „Es ist sicherlich nicht angebracht, den Häretikern – damit sind alle reformatorischen Strömungen gemeint (Anm. B. M.) – mit Härte zu begegnen und sich ihnen gegenüber eines rüden Umgangstons zu befleißigen; derartiges Verhalten liefe auf nichts anderes hinaus, als das geknickte Rohr zu brechen und den glimmenden Docht auszulöschen (...). Diejenigen, die die Reformation bitter

Gestaltung des Canisius-Altars im Dom zu Augsburg im Laufe der Jahrzehnte: 1897, 1925 und 1963



Abb. 95: Canisius-Donnerstag von Georg Busch, 1897, Dom zu Augsburg

Abb. 96: Umgestaltung des Donnerstags von Canisius-Altars durch Georg Busch, 1925, Dom zu Augsburg

Abb. 97: Canisius-Altar, Umgestaltung durch Fritz Roth, 1963, Dom zu Augsburg

und misstrauisch gemacht und dem rechten Glauben und uns Katholiken entfremdet hat, muss man mit Sanftmut eines Besseren belehren, damit wir in aller Liebe und allem Wohlwollen ihre Herzen im Herrn für uns gewinnen. (...) Man muss versuchen, sie für einen einfachen Glauben zu gewinnen: nicht nur durch Worte, sondern auch durch beispielhaftes Verhalten.“ Wort und Tat, Lehre und Leben, Reden und Hören müssen also eine Einheit werden, um glaubwürdig Zeugnis von Christus abzulegen. Schon Paulus, der Völkerapostel, wurde nicht müde, dies als Zentrum seiner Verkündigung der Frohen Botschaft zu betonen: „Obwohl ich von niemandem abhängig bin, habe ich mich für alle zum Sklaven gemacht, um möglichst viele zu gewinnen“ (vgl. 1 Kor 9,20ff.). Für die Mitglieder der Gesellschaft Jesu wurde dieses „Allen bin ich alles geworden“ zur pastoralen Richtschnur.

Doch was heißt diese Maxime für uns, 2000 Jahre nach Paulus und 500 Jahre nach Canisius?

Ich meine zuallererst: Es nie an Respekt fehlen lassen! Dass ich unter allen Umständen anständig und höflich bleibe, bin ich Gott, mir selbst und der kirchlichen, ja der Gemeinschaft aller Menschen schuldig. Leider ist dies auch innerhalb der Kirche nicht immer selbstverständlich. Das echte Gespräch, der faire Disput, der besonders vom guten Zu- und Hinhören lebt, ist heute selten geworden. Stattdessen begnügt man sich oft mit dem Abklopfen der jeweils anderen Position, mit einem Schlagabtausch, der die Suche nach Konsens oder Kompromiss gar nicht erst in den Blick nimmt. Die digitalen Kommunikationsplattformen fördern eher die Anonymität und das schnelle ‚Abkanzeln‘ als gegenseitige Achtung und Aufgeschlossenheit. Daher erscheinen mir die Empfehlungen, die Ignatius seinen Mitbrüdern für die Teilnahme am Trienter Konzil mitgab, heute aktueller denn je. Er schreibt u. a.: „Ich wäre langsam im Sprechen, würde beim Zuhören zu lernen suchen und bliebe dabei innerlich ruhig, um die Gedanken, Gefühle und Absichten der Sprecher aufzufassen und hernach umso besser zu antworten bzw. umso besser zu schweigen.“ An einer anderen Briefstelle heißt es: „Niedergeschlagenen und versuchten Seelen müssen wir mit besonderer Liebe begegnen, ihnen zuliebe das Gespräch ausdehnen und überhaupt mit gefälliger Liebenswürdigkeit privat und in der Öffentlichkeit ihnen zu Diensten sein, um

so eine gegenteilige Stimmung herbeizuführen zu ihrer größeren Erbauung und Tröstung.“

Wir dürfen davon ausgehen, dass Petrus Canisius, der es zeitlebens als besondere Auszeichnung empfand, Ignatius persönlich kennengelernt zu haben, sich diese Empfehlungen zu eigen machte. Nur so ist sein durchschlagender Erfolg in der, wie er es nannte, „Wiedergewinnung der Seelen“ überhaupt zu erklären!

Als gläubige Menschen sind wir also unbedingt in unserer Lernbereitschaft herausgefordert – wir besitzen ja den Glauben ebenso wenig, wie wir Gott in die Tasche stecken oder als Talisman mit uns herumtragen können. Ein Christ, eine Christin, die meint, „die Wahrheit“ zu kennen und sie anderen buchstäblich um die Ohren schlagen zu können, entlarvt sich als jemand, der das Evangelium nicht verstanden hat. Auch einem anderen ‚mal so en passant‘ das Christsein oder das Katholischsein abzusprechen, nur weil er/sie etwas sagt, was nicht meiner Vorstellung oder der meiner Frömmigkeitsrichtung entspricht, ist durch das Evangelium nicht gedeckt.

Umso wichtiger ist es für alle, die es mit dem Glauben ernst meinen, sich an Vorbildern zu orientieren. Was Ignatius in seinem Exerzitienbuch von dem liebenden Verhältnis zwischen Gott und Mensch aussagt: „Die Liebe besteht in der Mitteilung von beiden Seiten, nämlich darin, dass der Liebende dem Geliebten gibt und mitteilt, was er hat oder kann; und genauso umgekehrt der Geliebte dem Liebenden“ (EB 231) – das dürfen und müssen wir auch als Grundlage für die gelingende zwischenmenschliche Kommunikation anerkennen!

Canisius hat dies in der aufgeheizten Stimmung seiner Zeit und den hitzigen Debatten um die rechte Lehre zu leben versucht. Gleichzeitig stand er als Prediger, Beichtvater und geistlicher Begleiter gewissermaßen an der Front und kämpfte nach seinem Verständnis



nicht nur gegen Menschen aus Fleisch und Blut, sondern, wie es schon Paulus schrieb, „gegen die bösen Mächte und Gewalten der unsichtbaren Welt“ (Eph 6,12).

Es herrschte Krieg, wenn er auch zu Canisius' Lebzeiten (noch) hauptsächlich mit Wort und Schrift ausgetragen wurde. Keine Seite ging mit der anderen zimperlich um, man sprach, auch im negativen Sinne, „deutsch“ miteinander! Überdies „störte“ der redegewandte Jesuit als „Beispiel eines Beispiellosen den Durchschnitt. Sein Mahnen und Warnen, die Klarheit seiner Lehre und die Offenheit seiner Einwände verärgerten die Unentschiedenen und Halben. Sie verbitterten die Bequemen als unbequem.“ – So der Dillinger Historiker Götz von Pölnitz bei seiner Antrittsvorlesung 1954.

Wir alle wissen, dass es nicht bei Beschimpfung und gegenseitiger Ehrabschneidung blieb, sondern wenige Jahrzehnte später daraus ein riesiger Flächenbrand wurde.

Um der historischen Redlichkeit willen sei an dieser Stelle auch nicht verschwiegen, dass Canisius aufgrund des großen Zulaufs, den er vor allem in Augsburg fand, einen nicht zu unterschätzenden Anteil an der Verbreitung des Hexenwahns hatte. Auch wenn bisher keine Quelle seine unmittelbare Beteiligung an einschlägiger Anschuldigung oder einem Prozess nachweist, so wirft die fixe Idee, dass der Teufel sich Menschen bemächtigt, die man dafür

mit dem Tode bestrafen müsse, – eine Idee, die er übrigens mit fast allen seinen Zeitgenossen teilte –, doch einen Schatten auf sein Leben, den man nicht einfach wegerklären kann.

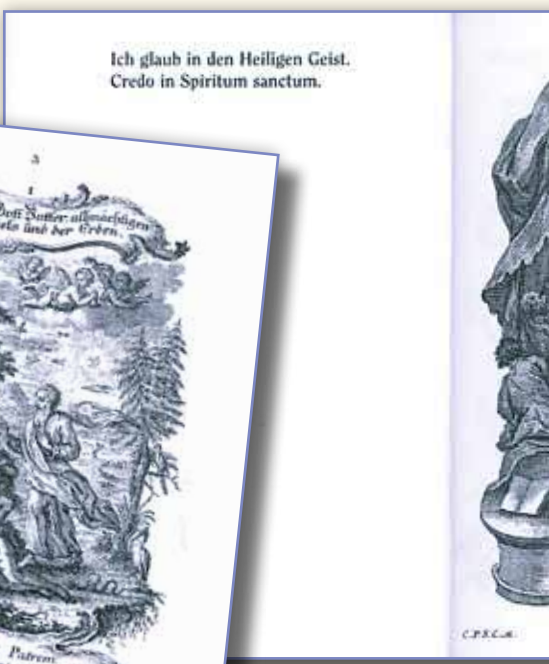
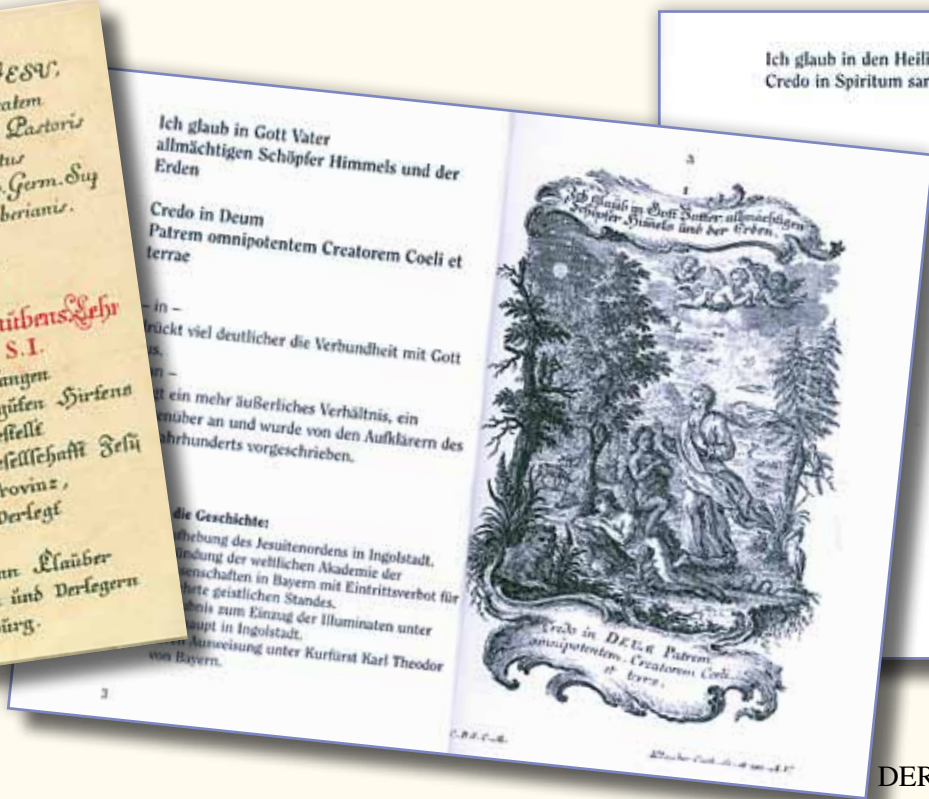
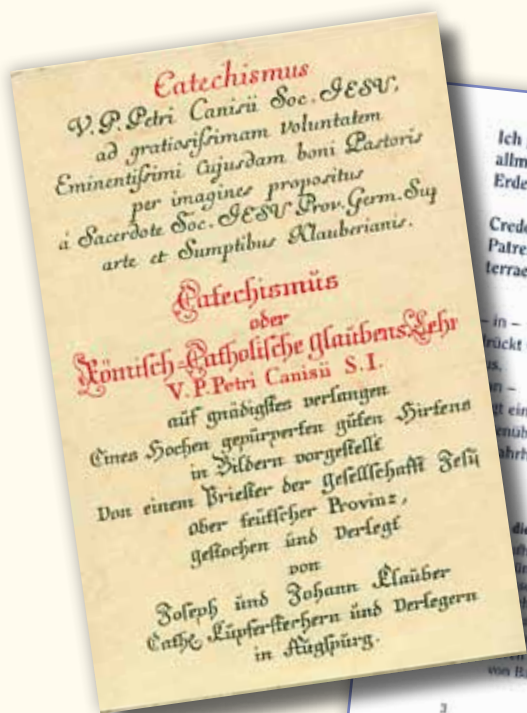
Petrus Canisius war geprägt von Sendungsbewusstsein, dem Auftrag, dem er sein Leben geweiht hatte; und der Erfolg gab ihm recht. Gleichzeitig war er ein zutiefst spiritueller Mensch, der sich und seine Motive nach ignatianischer Weisung beständig prüfte. Mit Gebet und mehrfacher täglicher Gewissensforschung (examen) hatte er immer ein Korrektiv zur Hand: Streng mit sich selbst, nahm er Maß am Ideal, warb im Blick auf andere schriftlich und mündlich um Großherzigkeit, ja zeigte gegenüber dem Fehlverhalten anderer meist großes Verständnis und ermutigte sie durch liebevolle Güte. Alles in allem lebte er jene Überzeugung, die Jahrhunderte später sein Mitbruder Karl Rahner am Ende eines langen Lebens als Theologe und Seelsorger folgendermaßen formulierte:

„Es mag (wer weiß) eine ungeheuerliche Anmaßung der Kreatur sein, wenn ein einzelner sich nicht retten lassen will, ohne dass er sähe, wie sein Nächster gerettet werde. Es kann aber auch ein sublimer, letztlich von jedem Christen geforderter Akt der Nächstenliebe sein, wenn er eigentlich nur in der Hoffnung für alle für sich selber hofft und darum darüber nachdenkt, wie die Gnade Gottes, die letztlich Gott selber in seiner Selbstmitteilung ist, wirklich

über alles Fleisch und nicht nur über ein paar sakramental Gezeichnete ausgegossen ist.“

„In der Hoffnung für alle für sich selber hoffen“ – haben wir dies noch im Blick, wir Priester, Ordensleute und alle, die sich auf einen kirchlichen Beruf vorbereiten? Wie steht es überhaupt mit unserer Hoffnung, mit der Ausrichtung auf die Wirklichkeit der Transzendenz? Für Canisius war sie entscheidend, ihr ordnete er vorbehaltlos sein irdisches Leben unter. Ich meine: Auch wir sollten uns wieder neu auf diese Zielgerade hin, auf die Kompassnadel Christus ausrichten. „Ein Christ ist kein Christ“, sagte man in der frühen Kirche und meinte damit, dass Christsein immer Kreise zieht. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20) – das gilt auch hier. Zu meinem Christsein brauche ich den und die andere; denn in ihm/ihr spricht Christus zu mir. Diese Erfahrung hat Ignatius seiner Ordensgemeinschaft tief eingepflanzt, gerade weil die Jesuiten nicht als Mönche in einem Kloster lebten, sondern manchmal auch jahrelang Einzelaufträge erfüllten. Sie wissen sich gesandt mit nichts als dem Evangelium, doch in diese von Gott geliebte Welt. Gesandt, um die Welt im Sinne Christi zu prägen – in aller Vorläufigkeit und Schuldanfälligkeit, wie sie uns Menschen eigen ist.

Ich bin mir bewusst, dass es vor allem zur Verantwortung der Bischöfe,



Priester, Theologen und Hauptberuflichen gehört, die sich häufenden Anzeichen einer „Exkulturation von Kirche, also ihre(r) wachsende(n) Entfremdung von kulturellen, ästhetischen und sozialen Erfahrungen und Ausdrucksformen der Menschen von heute“ nicht einfach auszublenden oder gar zu leugnen, sondern sie im Sinne des Evangeliums ernst zu nehmen und ihnen proaktiv durch Begegnung und Beziehung entgegenzuwirken. Das Schicksal unseres Mitmenschen, der immer unser Nächster ist, muss uns unter die Haut gehen, ganz gleich, wie ‚fremd‘ er uns erscheinen mag!

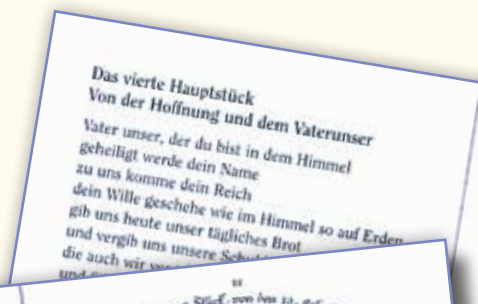
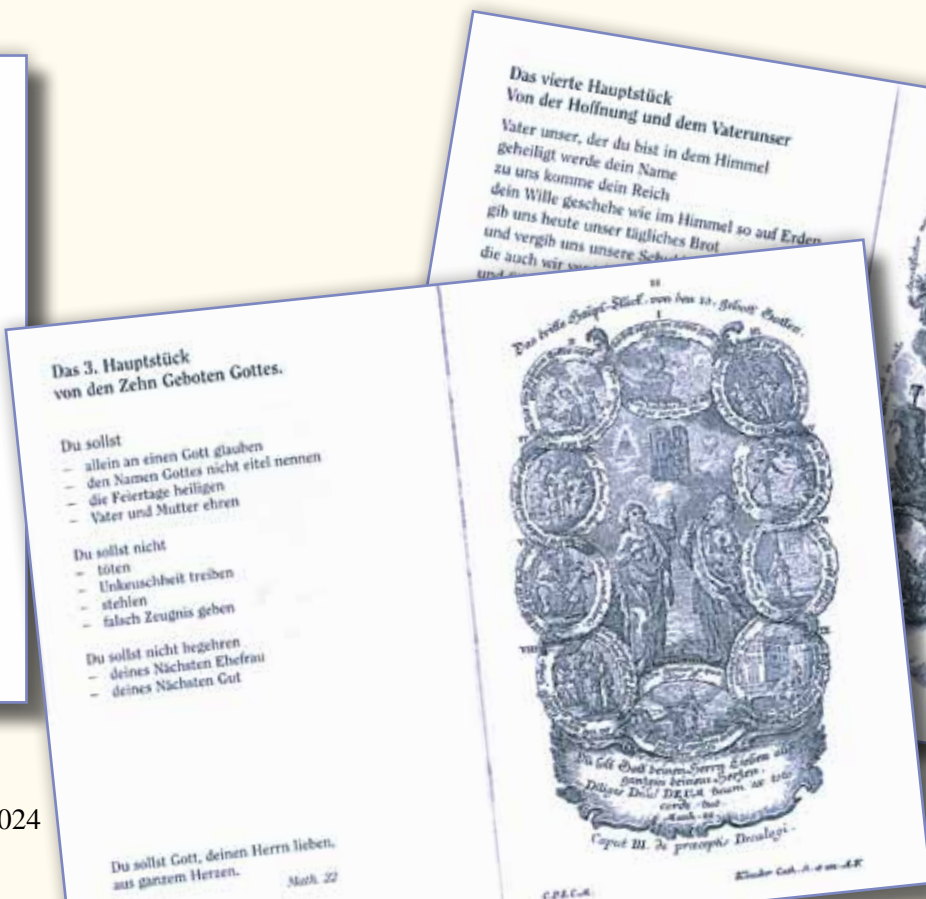
Neben dem geistlichen Gespräch war die beinahe tägliche, ganz sicher aber die sonntägliche Predigt in der Eucharistiefeier das bevorzugte Mittel, mit dem Petrus Canisius weite Kreise der Bevölkerung erreichte. Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass, wie der Historiker von Pölnitz schreibt, „von den rund 75.000 Einwohnern der schwäbischen Metropole zu dieser Zeit höchstens noch ein Zehntel unter die Anhänger der alten Kirche gerechnet werden (durfte).“ In den folgenden fast sieben Jahren (29. Juni 1559-1566) hat Canisius im Augsburger Dom Hunderte von Predigten auf Deutsch und Lateinisch gehalten. Und das mit enormer Durchschlagskraft: Auf sein Wort hin („contionibus moti“) ließen sich bereits in der Fastenzeit seines ersten Dompredigerjahres – sage und schreibe – 300

Personen wieder in die Kirche aufnehmen, darunter auch prominente Angehörige der Familie Fugger. An diese Ereignisse erinnert die Domkanzel von 1946 ebenso wie der Petrus-Canisius-Altar im Kirchenschiff. Ihn möchte ich hier für sich sprechen lassen und lade Sie gleichzeitig ein, ihn einmal privat genauer zu betrachten.

In seiner heutigen Präsentation verweist die Anordnung auf eine wechselvolle künstlerische Geschichte, die mit dem Jubiläumsjahr 1897, dem 300. Todestag des Canisius, begann. Der damalige Domprediger Max Steigenberger hatte einen Altar für den 1864 Seliggesprochenen angeregt, konnte aber nur ein neugotisches Denkmal durchsetzen. Dieses gestaltete man erst ein Jahr nach der Heiligsprechung 1926 zu einem Seitenaltar um. Vierzig Jahre später, bei der Domrenovierung 1964, erhielt das Rahmenretabel seine heutige Gestalt. – Die beiden unteren Figuren stellen Georg Fugger und seine Frau Ursula dar, die eben 1560 zum alten Glauben zurückkehrten. Auf der zweiten Ebene folgen Herzog Wilhelm IV. von Bayern, der Canisius nach Ingolstadt geholt hatte, sowie der Augsburger Kardinal Otto Truchsess von Waldburg. Darüber sieht man die Frau Wilhelms IV., Jakobäa von Baden, und den Eichstätter Bischof Moritz von Hutten; auf der obersten Ebene stehen schließlich die damaligen Repräsentanten von Kirche und Reich, Papst Pius V. und Kaiser Ferdinand I.

Letzterer hatte sich an die Jesuiten mit der Bitte um ein handliches Glaubenskompendium gewandt; damit gab er den Anstoß zu dem Lehrbuch, das mit dem Namen Canisius bis weit ins 20. Jahrhundert verbunden sein sollte. Von Jugend an hatte er sich mit reformatorischem Gedankengut auseinandergesetzt und eigenhändig um Ausnahmen für die Studierenden der Jesuitenkollegien gebeten, nachdem Papst Paul IV. selbst antike Klassiker auf den Index gesetzt hatte. Als Student und Lehrer der Theologie vertiefte sich Canisius in die kirchliche Tradition: Mit 25 Jahren gab er die Schriften zweier Kirchenväter heraus und profilierte sich in den nächsten Jahrzehnten als Patrologe. Die Kirchenväter „waren nach seiner Überzeugung die wichtigste theologische Ressource“, die man nicht „der Deutungshoheit der Protestanten“ überlassen durfte.

Dabei ging es ihm vorrangig „um die Erneuerung der katholischen Frömmigkeit“ und vor diesem Hintergrund studierte er die Attraktivität des pastoralen Ansatzes der Reformatoren. Deren Katechismus als innovatives Instrument der Glaubensvermittlung modifizierte er ab 1553 in katholischer Manier, indem er, ausgehend von den göttlichen Tugenden den Glaubensteil, der Credo, Vater Unser und Zehn Gebote umfasste, um einen zweiten ergänzte, der die Sakramente und die „Gerechtigkeit“ im Alltag, also die guten Werke, erläuterte. Dieser „Summa doctrinae christianae“,



dem sog. großen Katechismus, lässt er – ganz geübter Pädagoge – weitere, jeweils klar zielgruppenorientierte, in Sprachebene und Umfang unterschiedliche Katechismen folgen. Sie erscheinen während seiner Dompredigerzeit in Augsburg in mehreren europäischen Städten gleichzeitig, teils auch in volkssprachlicher Übersetzung, und erleben noch im 16. Jahrhundert 82 Auflagen. Kaum zu glauben: Ein Glaubensbuch als Bestseller!

Was damals so große Wirkung entfaltete, gilt bis heute in unserer Kirche als Nachschlagewerk und „Arbeitshilfe“ (KKK 12). Allerdings ersetzt der Katechismus weder die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift noch darf er gegen sie ausgespielt werden. Christus ist das unhintergehbare und unüberholbare fleischgewordene Wort Gottes, das uns in den Evangelien überliefert wird. Die Evangelisierung ist und bleibt unsere vorrangige Aufgabe und sie muss, wie ich oft betone, der Sakramentalisierung vorausgehen, die ohne sie wie ein Haus ohne Fundament wäre.

Petrus Canisius war daran interessiert, ein Lehrbuch zur Glaubensunterweisung vorzulegen, das zur Selbstvergewisserung der Katecheten diente und in seiner Frage-Antwort-Struktur gut vermittelt und auswendiggelernt werden konnte. Daher stammen seine Katechismen ganz und gar aus der

Praxis. Ja, er selbst war sich nicht zu schade, Kindern den Glauben weiterzugeben und für sie Gebetbücher zu verfassen, sondern sah in ihnen – egal, welcher Bevölkerungsschicht sie angehörten – sogar die Hauptzielgruppe. Bewusst riskierte er in unserer damals reformatorisch dominierten Stadt, in der katholischer Unterricht verboten war, sogar sein Leben. Daher forderte er am 16. September 1560 vom Domkapitel, dass innerhalb der Kathedrale ein „conclave“, also ein abschließbarer, verborgener Raum zur Verfügung gestellt werde, ausdrücklich zur Unterrichtung der Kinder, „pueri“. Noch heute verortet die Tradition diese Räume über dem rechten Seitenschiff.

Pädagogische Orte und Methoden ändern sich, doch der Auftrag zur Weitergabe des Glaubens bleibt, immer in der Form, die der aktuellen Lebenssituation entspricht. In den letzten 60 Jahren haben wir intensiver als je zuvor gelernt, ökumenisch zu denken und zu leben. Ich erinnere an die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre, die nicht von ungefähr 1999 in Augsburg unterschrieben wurde, sowie an das Gedenkjahr der Reformation, das wir 2017 bewusst als Christusfest feiern wollten. Wir tun gut daran, uns immer wieder solcher Ereignisse zu erinnern und nicht nachzulassen, an der Verwirklichung des Wunsches Christi, dass alle eins sei-

en (Joh 17,21), mitzuarbeiten! Nicht zuletzt heißt heute „religiös sein, interreligiös sein“ (Regina Polak). Der interreligiöse Dialog ist daher neben der Verantwortung für die Schöpfung auch zentrales Thema vom Vatikan neu herausgegebenen „Direktoriums für die Katechese“ (Juni 2020), in dem besonders die Herausforderungen der digitalen und globalen Welt benannt werden. Canisius kann uns also Ansporn sein, geistig-geistlich nicht stehenzubleiben, sondern unseren Glauben in einer pluralen Welt im Sinne des II. Vatikanums stets zu ‚verheutigen‘! Damit komme ich zu einem letzten Aspekt, der mir an der Gestalt des Petrus Canisius wichtig ist:

Mystiker

In rastloser Sorge um die Seelen legte er, so hat man errechnet, mehr als 100.000 Kilometer, meistens zu Fuß, zurück. Beinahe unvorstellbar bei diesem Arbeitspensum! Nicht umsonst werden in der Jesuitenkirche in Canisius' Geburtsstadt seine Schuhe als Reliquien verehrt. Was oder vielmehr wer hat ihn zu dieser Lebensleistung befähigt, wer war sein Antrieb?

Von Jugend auf prägte Canisius, vermittelt durch den Kartäusermönch Johannes Justus von Landsberg (1490-1539), eine tiefe Herz-Jesu-Frömmigkeit, ja Herz-Jesu-Mystik. Sinnenfällig

Die Kompassnadel auf Christus ausrichten



erinnert man daran bis heute in Tirol, und zwar im Herz-Jesu-Monat Juni. Dort werden traditionell riesige Holzstöße, die an den Berghängen kunstvoll in Form eines Herzens mit Kreuz aufgeschichtet sind, tief in der Nacht entzündet und sind dann kilometerweit als Leuchtfeuer sichtbar. Eine ungewöhnliche Art, sich zur Treue gegenüber dem Herzen Jesu zu bekennen – und für alle, die im Tal zu den brennenden Herzen aufschauen, ein eindrückliches, unvergessliches Erlebnis!

Mathias Moosbrugger und Pierre Emonet zeichnen in ihren Biographien die persönliche Christusbeziehung des Canisius nach, die gleichermaßen von der Spiritualität der Kartäuser wie der des Ignatius und des Peter Faber geprägt ist. Die lang geübte Herz-Jesu-Verehrung, die Petrus Canisius zeitlebens als Seelsorger besonders förderte, gipfelt während der Vorbereitung auf die Ewigprofess in Ancona am 4. September 1549 in einer Herz-Jesu-Vision, die ihm viele Jahrzehnte später noch so lebendig vor Augen steht, dass er sie in seinem Geistlichen Testament in Form eines Gebetes an den Heiland wachruft: „Du öffnestest mir damals gewissermaßen das Herz Deines so heiligen Leibes, in dessen Inneres schauen zu dürfen ich den Eindruck hatte (...). Ich spürte ein großes Verlangen zu erleben, wie sich in mir Ströme von Glauben, Hoffnung und Liebe ergießen. Ich hatte ein großes Verlangen danach, ein Leben in Armut, Keuschheit und Gehorsam zu führen; ich bat Dich, mich ganz und gar zu reinigen, mir Kleider des Heils anzulegen und mich zu schmücken (...) Du versprachst mir daraufhin, meine (...) Seele mit dem Gewand des Friedens, der Liebe und der Beharrlichkeit zu bedecken. (...) Diese neuen Gewänder des Heils schenkten mir Zuversicht; so konnte ich voll Vertrauen in die Zukunft schauen; denn ich wusste, dass es mir an nichts fehlen werde und dass alles zu Deiner Ehre gereiche.“ – *Omnia ad maiorem Dei gloriam*, das Leitwort des Jesuitenordens klingt hier ebenso an wie Psalm 23 und die so ermutigende Stelle aus Jesaja 61,10. Denn schon der Prophet meint mit den „Kleidern“ mehr als nur eine schützende Hülle. Er umschreibt damit die Würde des Menschen und letztlich eben jene heilende Beziehung zwischen Gott und jedem von uns, seinen Geschöpfen.

Im Bild des Herzens Jesu erfährt Canisius also das bedingungslose Angenommensein durch seinen Schöpfer und erhält Kraft und Mut für sein



Herz-Jesu-Feuer am Kalkstein in Tirol

Wirken im von Glaubensstreit zerrissenen Deutschland, dem „dreimal unglücklichen Deutschland – ter misera Germania“ –, wie er es 1551 in einem Brief an Ignatius nennt. Mit Erlaubnis seines Ordensvaters kann er später „sogar durchsetzen, dass alle Priester der Gesellschaft monatlich eine Messe für das geistliche Wohl Deutschlands und der Länder nördlich der Alpen lasen.“ – Vielleicht sollten wir dies wieder einführen?

Ausgesprochen skrupulös veranlagt, vermag er aufgrund seiner eigenen leidvollen Erfahrungen auch anderen ein hilfreicher geistlicher Begleiter zu sein. So empfiehlt er Mitte Oktober 1560 z. B. einem kranken und von Sündenangst geplagten Mitbruder, er solle sich davor hüten, zu viel über die Sühne der Sünden, die Qualen des Fegefeuers und die Strenge des (Jüngsten) Gerichts nachzudenken, sondern stattdessen die göttliche Barmherzigkeit meditieren und, so wörtlich, „sein Nest in den Wunden Christi“ bauen. Das eigene „Zuhause in den Wunden Christi“ zu errichten – dies scheint mir in die ‚spirituelle Herzkammer‘ des Phänomens Petrus Canisius zu führen.

„Wes das Herz voll ist, des läuft der Mund über.“ Diese im Deutschen sprichwörtlich gewordene Übersetzung eines Jesuswortes (Mt 12,34) durch Martin Luther benennt, wenn man so will, die

„Methode des Canisius“ – eines Predigers, der weder durch große Originalität der Gedanken noch durch brillante Rhetorik Eindruck machte, und dennoch seine Zuhörer nicht selten über Stunden fesselte, weil er im Erzählen von Gott kein Ende finden konnte. Petrus Canisius brannte kein rhetorisches Feuerwerk ab, aber er verzehrte sich als spirituelles Kraftwerk. In seiner Christusbeziehung liegt das Geheimnis seines erfolgreichen pastoralen Wirkens und letztlich auch das Vermächtnis dieses „missionarischen Jüngers“. Dabei sind Canisius' Briefe und theologische Texte, Tausende von beschriebenen Seiten, bis heute ein Schatz, der immer noch darauf wartet, wiederentdeckt und gehoben zu werden.

PERSEVERA! Dieses Wort hat der sechzehnjährige Petrus Canisius in Großbuchstaben auf sein Lateinheft geschrieben: Halte durch! Sei beharrlich! Bleib dran! Krisen durchstehen, Widerstand aushalten, treu sein im Glauben und in den Werten des Evangeliums: Kann es ein besseres Motto geben für uns in dieser delikaten Zeit?

Vorlesung von Bischof Dr. Bertram Meier zur Eröffnung des Studienjahres 2022/23 in Stift Heiligenkreuz (Österreich), 3. Oktober 2022

Alle Anmerkungen und Quellenverweise liegen der Redaktion vor.

Christus als Gottes Weisheit und Maria als Thron der Weisheit

An zwei bis drei Sonntagen im Jahr hören wir eine Lesung aus dem Buch der Weisheit. Wohl das jüngste der alttestamentlichen Bücher ist aufgebaut als eine Rede des weisen Königs Salomo. Es könnte aus der ägyptischen Metropole Alexandria stammen und richtet sich vorrangig an Juden griechischer Muttersprache. Die Mitte des Buches bildet Salomos Gebet um Weisheit. In der christlichen Leseordnung werden jeweils Parallelen zu Worten Jesu herausgestellt.

Man könnte denken, die Themen Weisheit und Sprüche Salomos seien altbacken und „out“. Kirchlicherseits hört man nicht viel davon. Überraschenderweise greifen dagegen die Redaktionen von Reportagemagazinen die Sache auf. Den Weisheiten der Völker, der Weisheit in Philosophie, Religion, Kunst und Alltag wird nachgegangen. Wie schaffen es Menschen, Gelassenheit zu erlangen, die Wirren des Daseins zu bestehen? Wie handeln sie richtig? Sokrates wird genannt, Konfuzius, der Dalai

Lama und auch König Salomo. Kinder werden gefragt, was ein weiser Mensch sei. „Er hält zu dir, wenn es dir nicht gut geht. Man kann ihm Geheimnisse anvertrauen.“, sagt eine Zehnjährige. Sogar im „Kölsche Grundgesetz“ entdeckt man Weisheit, „Et kütt wie et kütt.“

Auch die Psychologie forscht. Warum verbittern die einen chronisch nach erlebten Ungerechtigkeiten, nach Kränkungen? Und warum die anderen nicht? Weisheit benötigen wir, um Dilemmata zu lösen, sagt ein Weisheitsforscher. Die psychologische Weisheitsforschung ist eine junge, wachsende Disziplin. Es werden zur Befragung Menschen gesucht, die von anderen für weise gehalten werden. Das Wohlergehen anderer miteinbeziehen, dankbare Grundhaltung, Perspektivenvielfalt gehören auf jeden Fall zu einem weisen Menschen. Alter allein reicht nicht. Es gibt sogar ein neues wissenschaftlich fundiertes Handbuch der Weisheit, *The Cambridge Handbook of Wisdom*.



Die alte Kirche hat den weisen König Salomo jederzeit für zeitgemäß und modern gehalten. Dabei ging sie nicht in die Details seiner Sprüche, sondern sie benutzte eine heute etwas vergessene Methode, die typologische Schriftauslegung. Dabei werden in alttestamentlichen Texten und Personen Vorausabbildungen Christi und neutestamentlicher Szenen entdeckt. Und in einem wird der Weisheitsbegriff erweitert. Zu der Erfahrungsweisheit der Alten kommt die Offenbarungsweisheit. Das Buch der Weisheit gehört auch schon zur biblischen Offenbarung. Aber in höchstem Maße ist die gegeben in der Person Jesu. Nicht nur dass er etwa in seinen Gleichnisreden als Weisheitslehrer auftritt, sondern in ihm, in seiner Person, in seinem Leben und sogar in seinem Kreuz finden sich „alle Schätze der Weisheit“, so der Kolosserbrief (2,3). Er wuchs heran und seine Weisheit nahm zu, schreibt Lukas über den Zwölfjährigen (Lk 2,52). Für die Berufenen ist der Gekreuzigte „Gottes Kraft und Gottes Weisheit“, steigert Paulus und erfindet einen neuen Christusnamen und Hoheitstitel für den Herrn.

Hagia Sophia heißt heilige Weisheit. Damit trägt eine der bedeutendsten Kirchen der Christenheit, erbaut ab 532, heute in Istanbul wieder als Moschee genutzt, einen Christustitel. Der wird für immer bleiben. In der Hagia Sophia befinden sich Mosaiken späterer Jahrhunderte. Sie zeigen Maria als Sedes sapientiae, als Sitz der Weisheit. Wie der goldene sechsstufige Thron Salomos (1 Kön 10,18ff) den weisen König trug, so trägt Maria Christus, die Weisheit in persona. Sie ist nicht selbst die Weisheit, sie trägt die Weisheit auf ihrem Schoß.

Ein Beispiel für die Salomo-Typologie und die Art der Darstellung Christi, thronend auf dem Schoße Mariens, bietet der Hohe Dom zu Augsburg. Über dem südlichen Seiteneingang, von den Augsburgern liebevoll „Schlupf“ genannt, befindet sich das große, 11 Meter hohe Salomofenster, gefertigt um 1340. Ein zentrales Fensterteil zeigt König Salomo, eingerahmt von den Königen David und Josias. Das Motiv darunter stellt die weihnachtliche Anbetung der Könige dar und über Salomonis Thron befindet sich hoch oben die Sedes Sapientiae, Maria als Thron Christi. Jesus selbst erwähnt einmal die Königin von Saba, die von weit herkam, um die Weisheit Salomos zu hören (Lk 11,31). Er schließt mit einem gewichtigen, sicher auch provozierenden Wort über sich selber. Hier, sagt er, ist mehr als Salomo.

König Salomo mit den Königen David und Josias, Hoher Dom zu Augsburg (Ausschnitt)

Die SEDES SAPIENTIAE des Presbyters Martinus aus dem Jahr 1199

Der Darstellungstyp der Sedes sapientiae, der Maria als Sitz der Weisheit mit dem Jesusknaben auf ihrem Schoß, ist nicht eigentlich ein Marienbildnis. Es geht bei den romanischen Darstellungen dieser Art nicht um Maria um ihrer selbst willen, nicht um Maria als Person im Neuen Testament. Daher sollte man solche frühen Mariendarstellungen nicht als „thronende Muttergottes mit Kind“ bezeichnen. Sie ist selber nur der Thron. Auf ihr thront Christus. Maria ist Assistenzfigur für den thronenden Christus mit Segensgeste.



Madonna des Presbyters Martinus, 1199, Bode-Museum Berlin

Der Sedes sapientiae fehlt die mütterliche Zuwendung zum Kind. Mit zunehmender Emotionalisierung der Frömmigkeit wird erst später der Mutter-Kind-Beziehung Raum gegeben. Beide Figuren sitzen noch steif da. Treffendes Beispiel für diesen Typus ist die Madonna des Presbyters Martinus aus Mittelitalien, 1199, zu sehen in der Skulpturensammlung des Berliner Bode-Museums. Die Füße der Gottesmutter ruhen auf einem Schemel, welcher von stilisierten Löwen getragen wird. Auskunft gibt die Inschrift: *In gremio matris fulget sapientia patris. Im Schoß der Mutter erstrahlt die Weisheit des Vaters.*

Mit dem mit Stufen versehenen Löwenthron sind wir beim weisen König Salomo, dem Erbauer des ersten Jerusalemer Tempels. Sein legendärer goldener Thron wird detailliert in 1 Kön 10, 18-23 beschrieben. Der König und sein Thron werden in der Christenheit zur Präfiguration, zur Vorausverkörperung für Größeres, für Christus, die personifizierte Weisheit, ruhend auf Maria. Maria wird seit dem Konzil von Ephesus 431 offiziell als Gottesgebälerin bezeichnet. Christus, die göttliche Weisheit, ist in dieser Darstellung der neue, unübertroffene, größere Salomo.

Kirchlicher Segen muss dem Willen Gottes entsprechen



**Klärende Worte von
Gerhard Kardinal Müller an
Victor Kardinal Fernandez**



Übereinstimmung von Wort und Zeichen: Jeder Segen muss dem Willen Gottes entsprechen

Der Präfekt des *Dikasteriums für die Glaubenslehre (DDF)* hat sich mit der Erklärung *Fiducia supplicans (FS)* zur pastoralen Bedeutung des Segens beispiellos hinsichtlich der Lehre der katholischen Kirche geäußert. Das Dokument bestätigt, dass es einem Priester möglich sei, zwar nicht liturgisch, aber auf privater Ebene Paare zu segnen, die Sexualität außerhalb der Ehe ausleben – einschließlich gleichgeschlechtlicher Paare.

Die zahlreichen Fragen von Bischöfen, Priestern und Laien, die als Reaktion auf diese Aussagen aufkamen, verdienen eine klare und deutliche Antwort.

Steht diese Aussage nicht im direkten Widerspruch zur katholischen Doktrin? Sind die Gläubigen verpflichtet, diese neue Lehre anzunehmen? Ist es dem Priester gestattet, solche neu definierten privaten Segnungen zu vollziehen? Und kann der Diözesanbischof sie verbieten, wenn sie in seinem Bistum vorkommen?

Um dies zu beantworten, schauen wir uns an, was dieses Dokument genau beinhaltet und welche Argumente es vorbringt.

Das fragliche Dokument, das von der Generalversammlung der Kardinäle und Bischöfe dieses *Dikasteriums* weder diskutiert noch genehmigt wurde, räumt ein, dass die darin vorgeschlagene These völlig neu ist und dass sie vor allem

auf den pastoralen Lehraussagen von Papst Franziskus fußt.

Gemäß dem katholischen Glauben können Papst und Bischöfe bestimmte seelsorgerliche Akzente setzen und die Wahrheit der Offenbarung kreativ mit den jeweils neuen Herausforderungen in Verbindung bringen, etwa im Bereich der Soziallehre oder der Bioethik – und dabei zugleich die Grundsätze des christlichen Menschenbildes respektieren.

Neuerungen dürfen nicht über die göttliche Offenbarung hinausgehen

Aber derartige Neuerungen können nicht über das hinausgehen, was ihnen von den Aposteln als Gotteswort ein für alle Mal offenbart wurde (vgl. *Dei verbum* 8). Tatsächlich gibt es keine Bibelworte oder Texte von Kirchenvätern bzw. Kirchenlehrern oder frühere Dokumente des Lehramtes, welche die Schlussfolgerungen von FS stützen.

Darüber hinaus handelt es sich um einen Sprung in der Lehre selbst. Denn von einer Lehrentwicklung kann nur dann gesprochen werden, wenn die neue Erklärung zumindest einschlußweise in der Offenbarung enthalten ist und vor allem nicht im Widerspruch zu dogmatischen Definitionen steht. Und eine doktrinaire Entwicklung, die zu einem tieferen Sinn der Lehre führt, muss schrittweise über eine lange Zeit der Reifung hinweg stattgefunden haben (vgl. *Dei verbum* 8).

Die letzte lehramtliche Stellungnahme zu diesem Thema wurde von dersel-

ben Kongregation für die Glaubenslehre im März 2021 – also vor weniger als drei Jahren – abgegeben und lehnte entschieden die Möglichkeit ab, diese Verbindungen zu segnen. Dies gilt sowohl für öffentliche Segnungen als auch für private Segnungen von Menschen in sündigen Lebensverhältnissen.

Wie rechtfertigt es FS, dass es eine neue Doktrin vorgibt, ohne dass sie den Aussagen des vorherigen Dokuments von 2021 widerspricht?

FS erkennt zunächst durchaus an, dass sowohl das *Responsum* als auch die traditionelle gültige und verbindliche Segenslehre es nicht zulassen, Situationen zu segnen, die dem Gesetz Gottes und dem Evangelium Christi widersprechen, wie dies bei sexuellen Verbindungen außerhalb der Ehe der Fall ist.

Dies gilt für die Sakramente, aber auch für andere Segnungen, die FS als „liturgisch“ bezeichnet und die zu jenen Riten gehören, die die Kirche als „Sakramentalien“ bezeichnet hat, wie im *Rituale Romanum* nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil beschrieben. Bei diesen beiden Arten von Segnungen muss eine Übereinstimmung zwischen dem Segen und der Lehre der Kirche bestehen (FS 9-11).

Zum Problem der „Erweiterung“ des Segensbegriffs

Um den Segen für Situationen, die im Widerspruch zum Evangelium stehen,

akzeptabel zu machen, schlägt das DDF daher eine eigenwillige Lösung vor: die Erweiterung des Segensbegriffs (FS 7,12).

Dies wird folgendermaßen begründet: „Wir müssen zugleich die Gefahr vermeiden, die Bedeutung des Segens allein auf diesen Gesichtspunkt [der „liturgischen“ Segnungen der Sakramente und Sakramentalien] zu reduzieren, denn das würde dazu führen, zu beanspruchen, für einen einfachen Segen dieselben moralischen Bedingungen zu verlangen, wie sie für den Empfang der Sakramente gefordert werden.“ (FS 12).

Das heißt, es ist ein neuer Segensbegriff notwendig, der über die Sakramente hinausgeht, um auch den Weg derjenigen begleiten zu können, die in Sünde leben.

Eine Erweiterung über die Sakramente hinaus ist tatsächlich bereits durch die Sakramentalien gegeben. Die Kirche verlangt nicht dieselben moralischen Bedingungen für einen Segen wie für den Empfang eines Sakraments.

Dies geschieht zum Beispiel bei einem Büsser, der zwar seinen Sündenstand nicht aufgeben möchte, der aber demütig um einen persönlichen Segen bitten kann, damit der HERR ihm Licht und Kraft gibt, um eines Tages die Lehren des Evangeliums zu verstehen und zu befolgen. Dafür wäre durchaus keine neue Art von Segen erforderlich.

Warum ist es dann notwendig, die Bedeutung eines Segens zu erweitern, wenn der Segen im Rituale Romanum über die Sakramente hinausgeht?

Der Segen im traditionellen Sinne geht zwar über die Sakramente hinaus, erlaubt allerdings nur Segnungen von „Dingen, Orten oder Zufälligkeiten“, „die nicht dem Gesetz oder dem Geist des Evangeliums widersprechen“ (FS 10, unter Berufung auf das Rituale Romanum).

Und das ist der Punkt, der überwunden werden soll, denn man will Umstände segnen, die der Norm und dem Geist des Evangeliums widersprechen, etwa eine stabile Beziehung zwischen Menschen des gleichen Geschlechts.

Neue Sakramentalien dürfen Sünde nicht verniedlichen

Zwar kann die Kirche „neue Sakramentalien“ zu den bereits bestehenden hinzufügen (Vatikanum II: Sacrosanctum Concilium 79), ihre Bedeutung je-

doch nicht so ändern, dass sie die Sünde verniedlichen, insbesondere in einer ideologisch aufgeladenen kulturellen Situation, die obendrein auch noch die Gläubigen selbst irreführt.

Und genau dieser Bedeutungswandel geschieht in FS, weil es eine neue Segenskategorie erfindet, die über das hinausgeht, was mit einem Sakrament oder den Sakramentalien verbunden ist, wie die Kirche sie bisher verstanden hat. FS sagt, dass es sich hierbei um nicht-liturgische Segnungen handelt, die typisch für die Volksfrömmigkeit seien.

Wir hätten also diese drei Ebenen:

a) Mit den Sakramenten verbundene Gebete, die darum bitten, dass die betreffende Person im Gnadenstand ist, um sie zu empfangen, oder dass sie sich von der Sünde trennen möge.

(BILD: Erzbischof Dyba segnet die Gläubigen auf dem Domplatz von Fulda mit Weihwasser)

b) Segnungen, wie sie im Rituale Romanum enthalten sind und wie die katholische Lehre sie immer verstanden hat, die an Menschen gerichtet werden können, auch wenn sie in Sünde leben, aber nicht an „Dinge, Orte oder Umstände, die der Norm oder dem Geist des Evangeliums widersprechen“ (FS 10, unter Berufung auf das Rituale Romanum). So könnte beispielsweise eine Frau, die eine Abtreibung hatte, gesegnet werden, nicht aber eine Abtreibungsklinik.

c) Die von FS vorgeschlagenen neuen Segnungen seien pastorale Segnungen, keine liturgischen oder rituellen Segnungen. Daher hätten sie nicht länger die im Rituale Romanum beschriebene Einschränkung der Segnungen (Typ „b“). Sie könnten nicht nur – wie in den Segnungen des Rituale Romanums – auf Menschen in Sünde angewendet werden, sondern auch auf Dinge, Orte oder Umstände, die im Widerspruch zum Evangelium stehen.

Die Neuheit liegt in diesen Segnungen vom Typ „c“, dem „pastoralen Segen“, die – da sie nicht-liturgischer Natur sind, sondern vielmehr der „Volksfrömmigkeit“ dienen – laut FS die Lehre des Evangeliums nicht beeinträchtigen würden und daher auch nicht mit moralischen Normen sowie der katholischen Lehre vereinbar sein müssten.

Was können wir über diese neue Kategorie von Segnungen sagen?

Eine erste Beobachtung ist, dass es weder in den angeführten Bibeltexten noch in einer früheren Erklärung des Lehramtes eine Grundlage für diese neue Verwendung gibt. Selbst die von Papst Franziskus angebotenen Texte bieten keine Unterstützung für diese neue Art von Segen.

Die Segnungen nach dem Rituale Romanum (Typ „b“) ermöglichen es uns, jemanden zu segnen, der in Sünde lebt. Und diese Art des Segens kann problemlos auf jemanden angewendet



werden, der im Gefängnis oder in einem Rehabilitationsheim ist, wie Franziskus sagt (zitiert in FS 27).

„Man könnte dann eine Abtreibungsklinik segnen“

Die neuen pastoralen Segnungen (Typ „c“) gehen über das hinaus, was Franziskus gesagt hat, da mit diesen Segnungen auch eine dem Gesetz Gottes widersprechende Realität gesegnet werden könnte, beispielsweise eine außereheliche Beziehung. Nach den Kriterien dieser pastoralen Segnungen könnte sich diese Entwicklung letztlich bis zur Absurdität steigern, man könnte dann z.B. eine Abtreibungsklinik oder eine Mafia-Gruppe segnen.

Daraus ergibt sich eine zweite Beobachtung:

Es ist immer riskant, neue Begriffe zu erfinden, die im Widerspruch zum aktuellen Sprachgebrauch stehen. Denn diese Vorgehensweise führt zu willkürlichen Machtausübungen. In unserem Fall hat der Segen seine eigene Objektivität und kann nicht so umdefiniert werden, dass er einer subjektiven Absicht entspricht, die dem Wesen eines Segens widerspricht, da er sonst der Willkür verfallen würde.

Humpty Dumpty's berühmter Satz aus „Alice im Wunderland“ fällt mir ein: „Wenn ich ein Wort benutze, dann hat es genau die Bedeutung, die ich wähle – nicht mehr und nicht weniger.“ Alice antwortet: „Die Frage ist, ob du die Wör-

ner Gegenstände, Orte und Menschen bedarf.

Keine Situationen segnen, die der Norm Gottes widersprechen

Es wirkt so, dass dieser pastorale Segen (Typ „c“) ad hoc geschaffen wurde, um Situationen zu segnen, die der Norm oder dem Geist des Evangeliums widersprechen.

Dies führt uns zu einer vierten Beobachtung, die sich auf den Gegenstand dieses pastoralen Segens bezieht, der ihn vom Segen nach dem Rituale Romanum unterscheidet, da der pastorale Segen in Situationen erteilt wird, die dem Evangelium widersprechen. Beachten wir, dass hier nicht nur sündige Menschen gesegnet werden, sondern durch die Segnung des Paares auch die sündige Beziehung selbst gesegnet wird.

Nun kann Gott seine Gnade nicht auf eine Beziehung ausgießen, die seinem Willen direkt entgegengesetzt ist und die nicht auf ihn ausgerichtet ist. Eine intime Partnerschaft außerhalb der Ehe kann als sexuelle Beziehung den Menschen nicht näher zu Gott bringen und sich daher nicht dem Segen Gottes öffnen.

Selbst wenn diese Segnung durchgeführt würde, bestünde ihre einzige Wirkung darin, die Menschen zu verwirren, die sie empfangen oder an der Segnung teilnehmen, weil sie denken würden, dass Gott gesegnet hat, was ER nicht segnen kann. Es stimmt, dass Kardinal Fernández in Erklärungen gegenüber Infovaticana bereits klargestellt hat, dass es nicht erlaubt ist, die Verbindung zu segnen, sondern das Paar – aber das ist ein Wortspiel, da das Paar genau durch ihre Beziehung definiert wird.

Die EHE gehört zur Schöpfungsordnung des Ewigen

Die Schwierigkeit, die Verbindung zu segnen, wird im Fall der Homosexualität besonders deutlich. Der Segen hat in der Bibel mit der von Gott geschaffenen Ordnung zu tun, die ER für gut hielt. Diese Ordnung basiert auf der geschlechtlichen Verschiedenheit von Mann und Frau, die dazu berufen sind, ein Fleisch zu sein.

Die Segnung einer Realität, die sich der Schöpfungsordnung widersetzt, ist

nicht nur unmöglich, sondern stellt eine Gotteslästerung dar. Auch hier geht es nicht darum, Menschen zu segnen, die „in einer Verbindung leben, die in keiner Weise mit der Ehe verglichen werden kann“ (FS Nr. 30), sondern darum, diese Verbindung als solche zu segnen, wenngleich sie nicht mit der Ehe verglichen werden kann. Zu diesem Zweck möchte FS eine neue Art von Segen schaffen (FS 7; FS 12).

In FS erscheinen einige Argumente, um diese Segnungen zu rechtfertigen. Erstens die Ermöglichung von Bedingungen, die moralische Schuld ausschließen. Aber diese Bedingungen beziehen sich auf die Person, nicht auf die Beziehung selbst. Es wird auch gesagt, dass das Bitten um den Segen bereits das mögliche Gute sei, das diese Menschen in ihrer Situation verwirklichen können, als ob das Bitten um den Segen bereits eine Offenheit für Gott und eine Umkehr darstellen würde.

Das gilt zwar vielleicht für den Menschen, der um den Segen für sich selbst bittet, nicht aber für den Menschen, der um den Segen seiner Beziehung oder seines Partners bittet, denn dieser will dann die Beziehung selbst vor Gott rechtfertigen, ohne sich dessen bewusst zu sein, dass genau eine solche Beziehung ihn von Gott distanziert.

Schließlich wird behauptet, dass es positive Elemente in der Beziehung gebe und dass diese gesegnet werden können, aber diese positiven Elemente (z. B. der anderen Person bei einer Krankheit zu helfen) sind zweitrangiger Natur, sie ändern nichts am sexuellen Wesen dieser Beziehung, die in keinem Fall auf Gott ausgerichtet sein kann, wie bereits im Responsum der Kongregation für die Glaubenslehre von 2021 angedeutet.

Auch in einer Abtreibungsklinik gibt es positive Elemente, von den Anästhesisten, die den körperlichen Schmerz der Person vermeiden, bis hin zum Wunsch der Ärzte, das Lebensprojekt der Frau zu schützen, die eine Abtreibung vornehmen lässt.

Der Priester handelt als Repräsentant Christi und der Kirche

Eine fünfte Beobachtung betrifft die innere Kohärenz dieses pastoralen Segens (Typ „c“).

Kann ein außerliturgischer Segen gegeben werden? Oder ein Segen, der nicht offiziell die Lehre Christi und der Kirche repräsentiert? Der Schlüssel zur Antwort liegt darin, nicht zu wissen, ob die Riten offiziell genehmigt oder im Gegenteil spontan improvisiert wurden. Der schwierige Punkt besteht darin,



ter dazu bringen kannst, dass sie so viel Verschiedenes bedeuten.“ Und Humpty Dumpty sagt: „Die Frage ist, wer hier das Sagen hat; das ist alles.“

Die dritte Beobachtung bezieht sich auf den eigentlichen Begriff des „nichtliturgischen Segens“, der nichts sanktionieren soll (FS 34) und der der pastorale Segen wäre (Typ „c“). Wie unterscheidet er sich von dem im Rituale Romanum vorgesehenen Segen (Typ „b“)?

Der Unterschied besteht nicht in der Spontaneität, die bei Segnungen vom Typ „b“ bereits möglich ist, da es nicht unbedingt erforderlich ist, dass sie im Rituale geregelt oder genehmigt werden. Auch in der Volksfrömmigkeit gibt es keinen Unterschied, da die Segnungen nach dem Rituale Romanum bereits für eine solche Volksfrömmigkeit geeignet sind, die der Segnung verschiede-

dass die Person, die den Segen ausführt, ein Priester ist, ein Repräsentant Christi und der Kirche.

FS bekräftigt, dass es für den Priester kein Problem sei, sich am Gebet von Menschen zu beteiligen, die sich in einer Situation befinden, die im Widerspruch zum Evangelium steht (FS 30).

Aber in einer pastoralen Segenshandlung schließt sich der Priester nicht dem Gebet an, sondern ruft die Herabkunft der Gaben Gottes auf die Beziehung selbst herbei. Da der Priester im Namen Christi und der Kirche handelt, bedeutet der Versuch, diesen Segen von der Lehre zu trennen, einen Dualismus zu postulieren zwischen dem, was die Kirche tut, und dem, was die Kirche sagt.

Aber die Offenbarung erfolgt, wie das Zweite Vatikanische Konzil lehrt, durch Zeichen und Worte, die untrennbar miteinander verbunden sind (vgl. Dei Verbum 2), und auch die Predigt der Kirche kann Zeichen und Worte nicht trennen.

Gerade die einfachen Menschen, die das Dokument durch die Förderung der Volksfrömmigkeit begünstigen will, sind am stärksten gefährdet, durch ein der Lehre widersprechendes Zeichen getäuscht zu werden, da sie den Lehrgehalt des Zeichens intuitiv erfassen.

Kann ein gläubiger Katholik vor diesem Hintergrund die Lehre von FS akzeptieren?

Angesichts der Einheit zwischen Zeichen und Wort im christlichen Glauben kann man nur dann akzeptieren, dass es gut ist, diese Verbindungen in irgendeiner Weise zu segnen, wenn man davon ausgeht, dass solche Verbindungen nicht objektiv gegen das Gesetz von Gott verstoßen. Daraus folgt, dass Papst Franziskus, solange er weiterhin bekräftigt, dass homosexuelle Beziehungen immer im Widerspruch zum Gesetz Gottes stehen, implizit bekräftigt, dass solche Segnungen nicht gewährt werden können.

Die Lehre der FS steht daher im Widerspruch zu sich selbst, was einer weiteren Klärung bedarf. Die Kirche kann nicht das Eine feiern und das Andere lehren, denn wie der heilige Ignatius von Antiochia schrieb, war Christus der Lehrer, „der sagte, und es geschah“ (Epheser 15,1), und sein Handeln kann nicht von seinem Wort getrennt werden.

Die andere Frage, die wir uns stellen, lautet, ob ein Priester zustimmen kann, Verbindungen zu segnen, die sich etwa neben

einer rechtmäßigen Ehe befinden oder bei denen ein Partnerwechsel keine Seltenheit ist.

Laut FS könnte dies mit einem pastoralen Segen erfolgen (Typ „c“), nicht mit einem liturgischen oder offiziellen Segen. Das würde bedeuten, dass der Priester diese Segnungen spenden müsste, ohne im Namen Christi und der Kirche zu handeln.

„Sakrilegische Tat gegen den Plan des Schöpfers“

Dies würde aber bedeuten, hierbei nicht als Priester tätig zu sein. In Wirklichkeit müssten derartige Segnungen nicht durch jemandem erfolgen, der Priester Christi ist, sondern durch jemanden, der Christus abgeschworen hat. Der Priester, der diese Verbindungen segnet, stellt sie mit seinen Gesten als einen Weg zum Schöpfer dar.

Deshalb begeht er eine sakrilegische und blasphemische Tat gegen den Plan des Schöpfers und gegen den Tod Christi für uns (damit wir den Plan des Schöpfers zur Vollendung bringen können).

Auch der Diözesanbischof ist davon betroffen. Als Oberhirte seiner Ortskirche ist er verpflichtet, diese sakrilegischen Handlungen zu verhindern, sonst würde er sich daran beteiligen und auf den Auftrag verzichten, den Christus ihm gegeben hat, seine Brüder im Glauben zu stärken.

Priester müssen allen Menschen die Liebe und Güte Gottes verkünden und auch Sünder und Schwache, die Schwierigkeiten haben, sich zu bekehren, mit Ratschlägen und Gebeten unterstützen.

„Trügerische Zeichen und Worte“

Das ist etwas ganz anderes, als mit selbsterfundene, aber trügerischen Zeichen und Worten darauf hinzudeuten, dass Gott nicht so anspruchsvoll mit der Sünde umgeht und so zu verbergen, dass uns die Sünde in Gedanken, Worten und Taten von Gott entfernt.

Nicht nur im öffentlichen, sondern auch im privaten Bereich gibt es keinen Segen für sündige Lebensumstände, die objektiv dem heiligen Willen Gottes

widersprechen. Und es ist kein Beweis für eine gesunde Hermeneutik, dass die mutigen Verteidiger der christlichen Lehre als Rigoristen gebrandmarkt werden, die mehr an der legalistischen Erfüllung ihrer moralischen Normen als an der Erlösung bestimmter Menschen interessiert sind.

Denn das ist es, was Jesus zu den einfachen Menschen sagt: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; und ihr werdet Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch ist sanft



und meine Last ist leicht.“ (Mt 11,28-30).

Und der Apostel Johannes erklärt es so: „Und seine Gebote sind nicht schwer. Denn alles, was aus Gott gezeugt ist, besiegt die Welt. Und das ist der Sieg, der die Welt besiegt hat: unser Glaube. Wer sonst besiegt die Welt, außer dem, der glaubt, dass Jesus der Sohn Gottes ist?“ (1 Joh 5,4-5).

In einer Zeit, in der ein falsches Menschenbild die göttliche Institution der Ehe von Mann und Frau mit Familie untergräbt, sollte sich die Kirche an die Worte ihres HERRN und Hauptes erinnern: „Geht durch das enge Tor! Denn weit ist das Tor und breit der Weg, der ins Verderben führt, und es sind viele, die auf ihm gehen. Wie eng ist das Tor und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und es sind wenige, die ihn finden.“ (Mt 7,13-14). ●

Priester und Musik als Lebensaufgabe

Zum 100. Geburtstag von Domkapellmeister Prälat Georg Ratzinger



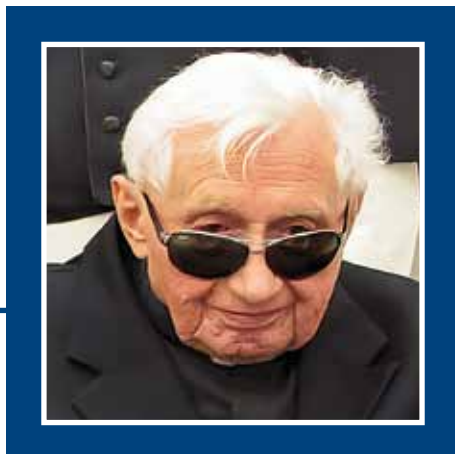
Als Theologiestudent nannte man ihn den „Orgel-Ratz“, um ihn von seinem Bruder, der ebenfalls Priester werden wollte und den Namen „Bücher-Ratz“ trug, zu unterscheiden. Domkapellmeister Georg Ratzinger, langjähriger Leiter der Regensburger Domspatzen und zudem Bruder von Papst Benedikt XVI., Joseph Ratzinger, wäre am 15. Januar dieses Jahres 100 Jahre alt geworden.

Die Lebensgeschichte der Geschwister Ratzinger, neben Joseph und Georg gehörte auch die früh verstorbene Schwester Maria dazu, war von Anfang an eine Geschichte mit Gott. Die Kinder hatten einen einfachen Glauben, geprägt von der festen und intensiven Bindung an einen gütigen Gott. Der Vater, Gendarm von Beruf, war, so sagte es Joseph Ratzinger einmal, eher ein nüchterner Mann und zeigte in seiner Frömmigkeit die Ernsthaftigkeit des Glaubens auf, die Mutter vermittelte die Herzensseite. Gefeierte wurden im Hause Ratzinger die christlichen Feste einfach, aber innig, sodass den Kindern sowohl die Herzens- wie auch die Vernunftseite des Glaubens früh vermittelt wurde; übrigens lebenslang ein großes Thema von Joseph Ratzinger, zu zeigen, dass unser Glauben auch vernünftig ist.

Georg war mehr der Musiker, wengleich auch Joseph eine musikalische Ader hatte. Aber der „Orgel-Ratz“ machte dann die Musik zum Beruf, verbunden mit der Berufung zum Priester.

Pleiskirchen, in unmittelbarer Nähe des Wallfahrtsortes Altötting und auch nicht weit von der Mozartstadt Salzburg, war der Geburtsort Georgs. Kurze Zeit später zog die Familie ins nicht weit entfernte Marktl, wo dann auch Bruder Joseph 1927 geboren wurde. Georg, damals drei Jahre alt, war von dem Organisten an der Kirche fasziniert. Bereits zwei Jahre später, mit fünf Jahren spielte er erstmals auf einem Harmonium. Später erhielt er das Instrument als Geschenk von seinem Vater – teuer sei es gewesen, sagte Georg Ratzinger, und der Vater hat es sich wirklich vom Mund abgespart. Aber der Sohn spielte begeistert und mit Talent. Als Zehnjähriger begleitete er die Kindermessen in Aschau am Inn, wo die Familie nun wohnte.

Im Jahr 1935 trat Georg Ratzinger in das erzbischöfliche Knabenseminar des Bistums München und Freising in Traunstein ein. Schon früh hatte er den Wunsch, Priester zu werden, genauso wie sein Bruder Joseph. Während dieser Seminarzeit setzten sich die beiden in ihrer Freizeit gern aufs Fahrrad und fuhren in die Mozartstadt Salzburg.



Im Mozartjahr 1941 besuchten beide dort erstmals ein Konzert der „Regensburger Domspatzen“, deren Leiter Georg Ratzinger mehr als 20 Jahre später werden sollte.

Nach dem Abitur aber wartete auf den 18jährigen zunächst einmal der Kriegsdienst. Als Soldat war er in Italien, wurde verwundet, musste dann wieder an die Front und geriet schließlich in amerikanische Gefangenschaft. Doch bereits im Juli 1945 konnte er wieder nach Bayern zu seinen Eltern zurückkehren. In seiner Freude, dass die Familie den Krieg gut überstanden hatte, intonierte er am Klavier „Großer Gott, wir loben dich.“

Nun ging Georg Ratzinger gemeinsam mit seinem Bruder den Weg zum Priestertum weiter. Er trat ins Priesterseminar Freising ein. Am Fest Peter und Paul, dem 29. Juni 1951, wurde er mit Joseph von Kardinal Michael Faulhaber zum Priester geweiht. Am 8. Juli feierten die Brüder ihre Heimatprimiz, Joseph in der Frühmesse und Georg beim Hochamt. Joseph habe ihm das Hochamt überlassen, erzählte Georg Ratzinger später, weil er gut mit dem Kirchenchor befreundet war und deshalb den festlicheren Gottesdienst zelebrieren sollte.

Nach der Priesterweihe und Primiz und einer kurzen Zeit der Vertretung als Hilfspriester wurde Georg Ratzinger am 1. September 1951 Musikpräfekt im erzbischöflichen Knabenseminar Freising. Zwei Monate später wurde er Kaplan in der Pfarrei St. Ludwig in München und begann gleichzeitig mit dem Studium der Kirchenmusik an der Münchner Musikhochschule. 1953 wurde er Wallfahrtskurat an der Wallfahrtskirche Maria Dorfen in der zwischen München und Altötting gelegenen Kleinstadt Dorfen.

Im Jahr 1957 schloss er an der Musikhochschule mit der Meisterklasse ab und wurde Chorleiter an der Stadtpfarrkirche St. Oswald in Traunstein und Musikpräfekt am dortigen erzbischöflichen Studienseminar. Im Mai 1959 zogen die Eltern, die zuvor beim Bruder Joseph in Freising wohnten, zu Georg nach Traunstein, nachdem Joseph Theologieprofessor in Bonn geworden war. Am 25. August 1959 starb der Vater und am 16. Dezember 1963 die Mutter. Knapp zwei Monate später, am 1. Februar 1964 übernahm Georg Ratzinger als Domkapellmeister die Leitung der Regensburger Domspatzen.

Es war Georg Ratzinger zu verdanken, dass die Domspatzen über Deutschland hinaus weltweit bekannt wur-

den. Im Jahr 1965, noch während des Zweiten Vatikanischen Konzils, spielten sie in Rom vor Papst Paul

VI., bei seinem ersten Deutschlandbesuch in München vor Papst Johannes Paul II. Weitere Reisen führten in die USA und nach Japan. Die Besucher der Konzerte waren begeistert, und Georg Ratzinger drückte auch seinen Buben am Schluss eines jeden Konzerts durch ein freundliches Lächeln und Nicken seinen ehrlichen Dank aus.

In den Proben setzte Georg Ratzinger stark auf Disziplin, und führte so seine Zöglinge musikalisch zu glanzvollen Leistungen, worüber sicherlich die Eltern der Sänger sich sehr freuten.

Außerhalb der intensiven Chorproben, war Georg Ratzinger der väterliche Freund seiner Domspatzen, von denen viele ihn liebevoll „Cheef“ nannten. Auch nachdem er 1994 den Taktstock an den neuen Leiter Roland Büchner abgab, erhielt er noch oft Besuch von seinen ehemaligen Spatzen. Als er später mehr und mehr erblindete, kamen sie zu ihm und lasen ihm aus seinen Büchern vor.

Der 19. April 2005 war dann noch einmal eine Zäsur in seinem Leben. Sein Bruder Joseph wurde zum Papst gewählt. Georg Ratzinger hatte nicht damit gerechnet und er hat es auch nicht gewünscht. Zu gern hätte er mit seinem Bruder die letzten Lebensjahre in Regensburg verbracht. Aber er erkannte in dieser Papstwahl den Willen Gottes und sagte in aller Demut „Ja“ dazu.

Allerdings wurde die Zeit nach der Papstwahl auch aus noch einem anderen Grund zu einem Kreuzweg. Ständig wurde er von Journalisten bedrängt, die ihn als Papstbruder interviewen oder vor die Kamera bringen wollten. An ihm selbst, an seiner Persönlichkeit, an seinem Lebensweg, hatten sie kaum Interesse. Ganz anders war das Verhältnis seines päpstlichen Bruders zu ihm, bis zum Ende. Als sich im Juni 2020 sein Sterben ankündigte, reiste der emeritierte Papst, selbst schon von Krankheit gezeichnet, unter vielen Mühen nach Regensburg. Beim Requiem am 8. Juli 2020 konnte er nicht dabei sein. Erzbischof Georg Gänswein, sein Privatsekretär, verlas ein berührendes Abschiedswort, in dem Benedikt XVI. wieder einmal mehr deutlich machte, wie sehr ihm sein Bruder Vorbild auf dem Lebensweg gewesen war. Zutiefst vertraute er darauf, dass beiden eines Tages in der Ewigkeit ein neues Miteinander geschenkt wird. Das ist wohl jetzt, nachdem Benedikt XVI. an Silvester 2022 heimgegangen ist, Realität geworden. ■

Neuevangelisierung: Von der Abwendung zu neuer Zuwendung –

Die Einheit der Christen durch Hinwendung zum Herrn

IX. DIE EINHEIT IM GLAUBEN HAT IHREN URSPRUNG IN CHRISTUS

In der Welt nehmen die Fliehkräfte und Spannungen zu, davon ist auch die Kirche nicht ausgenommen. Umso aktueller erweist sich das Gebet des Herrn, der sich flehend an den Vater richtete mit der Bitte: „So sollen sie [die Jünger] vollendet sein in der Einheit, damit die Welt erkennt, dass du mich gesandt hast und sie ebenso geliebt hast, wie du mich geliebt hast“ (Joh 17,23). Von Anfang an war die Einheit in der Kirche Gefahren ausgesetzt. Die inspirierten Autoren der Heiligen Schrift verschweigen diese Wirklichkeit nicht. Menschliche Schwächen, Streitigkeiten, ja sogar Verrat wie auch inhaltliche Differenzen und Streitigkeiten gehörten von Anfang an dazu.

Die Ursache für den Verlust der Einheit hat tiefere Wurzeln. Schon im Buch Genesis wird bildlich von der Schlange gesprochen (vgl. Gen 3,1-5), vom Teufel, durch den die Menschen verführt werden, wodurch die ursprüngliche Harmonie verloren geht. Mit einer kaum zu steigernden Dramatik wird dies im Kontext vom Verrat des Judas beschrieben. Nachdem dieser den Herrn für Geld verkauft hatte und sogar noch vom heiligen Brot nahm, „fuhr der Satan in ihn“ (Joh 13,27). Der Evangelist bemerkt nüchtern: „Es war aber Nacht“ (Joh 13,30). Judas hatte sich vom „Herrscher dieser Welt“ (Joh 12,31) in Anspruch nehmen lassen, er verließ die Gemeinschaft mit Gott und besiegelte seinen Verrat mit einem Kuss.

Bei vielen Streitereien, die in der Heiligen Schrift Erwähnung finden, geht es um den Glauben und damit um die Wahrheit über Gott und die Treue zu seinen Geboten. So beschreibt die Apostelgeschichte, dass die Ältesten und die Apostel in Jerusalem zusammenkamen, nachdem es einen nicht geringen Streit unter ihnen gegeben hatte (vgl. Apg 15,1-35). Dabei wird deutlich, dass es nicht nur um pastorale Weichenstellungen für die Zukunft ging, sondern um die geoffenbarte Lehre. Beide gehören untrennbar zusammen, dies war bei den frühen Christen eine Selbstverständlichkeit. So heißt es im Brief des Judas: „Kämpft für den Glauben, der den Heiligen ein für alle Mal übergeben ist! Denn es haben sich einige Leute eingeschlichen, die schon seit Langem für das Gericht vorgemerkt sind: Gottlose, die unseres Gottes Gnade mit einem zügellosen Leben vertauschen und die Jesus Christus, unseren einzigen Herrscher und Herrn, verleugnen“ (Judas 1,3-4). Diese Worte bestätigen den untrennbaren Zusammenhang von Lehre und Leben. Der Glaube ist der Maßstab für das Leben, nicht umgekehrt. Wohl aber lässt sich anhand des Lebensstils auf den Glauben schließen. Ähnliches wird an vielen Stellen der Schrift bezeugt.

An dieser Stelle wird deutlich, dass der Christ dadurch zum Christen wird, wenn er Christus im Leben annimmt und sein Leben nach jener Wahrheit ausrichtet, die Christus ist. Auf diese Weise macht er sich frei von der Mode der Zeit, dem Zeitgeist, und folgt jener überzeitlichen und die Vernunft übersteigenden Wahrheit, die gemeint ist, wenn im

Griechischen das Wort *Logos* verwendet wird. Dieses Wort lässt sich schwerlich ins Deutsche übersetzen, weil es im biblischen Kontext für die geoffenbarte Wahrheit Gottes steht: das göttliche Wort. Papst Benedikt XVI. hat in einer Generalaudienz darauf Bezug genommen und gesagt, dass sich der Schöpfungs- und Heilsplan Gottes „in Jesus Christus, dem *Logos*, das heißt dem ewigen Wort, der ewigen Vernunft, der schöpferischen Vernunft, erfüllt.“ Er fügte hinzu: „Jeder Mensch hat als vernunftbegabtes Geschöpf Anteil am *Logos*, er trägt dessen »Samenkorn« in sich und kann den Schimmer der Wahrheit erfassen.“

Damit sind die Ausführungen im Zentrum dessen angekommen, worum es in diesem Beitrag gehen soll: die Einheit im Glauben. Wie kann sie gewahrt bleiben und welche Grundlagen sind dazu unverzichtbar. Kommt es primär darauf an, nach einer äußerlichen Einheit zu streben und alles zu vermeiden, was der Einheit im Weg steht, selbst, wenn damit der Anspruch auf Wahrheit aufgegeben würde? Darum soll es in den folgenden Ausführungen gehen.

1. DAS BEMÜHEN UM ÄUSSERE EINHEIT

Die im letzten Jahrhundert einsetzende ökumenische Bewegung hat die fehlende Einheit unter den Christen bewusst gemacht. Seitdem sind zahlreiche Anstrengungen unternommen worden, um die äußere Einheit wiederherzustellen. Bereits im Pontifikat von Papst Benedikt



XV., im Jahr 1916, ist eine Gebetswoche für die Wiedervereinigung im Glauben vom 18.-25. Januar ins Leben gerufen worden. Mit „Ökumene“ verband sich der Aufruf, zu jenen Wurzeln zurückzukehren, aus denen die Christenheit bis zur Reformation gelebt hatte. Papst Johannes XXIII. griff dieses Anliegen auf und gründete am 5. Juni 1960 das „Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen.“ Während des Zweiten Vatikanischen Konzils erhielt dieses Sekretariat eine Aufwertung und wurde in den gleichen Rang wie die anderen Konzilskommissionen erhoben. Bei der Vorbereitung und Ausarbeitung der Konzilsdokumente über den Ökumenismus (*Unitatis Redintegratio*), über die Religionsfreiheit (*Dignitatis Humanae*) und über das Verhältnis zu den nicht-christlichen Religionen (*Nostra Aetate*) war das Sekretariat federführend beteiligt.

Das Konzil unterstrich die Bedeutung der Ökumene mit folgenden Worten: „Die Einheit aller Christen wiederherstellen zu helfen ist eine der Hauptaufgaben des Heiligen Ökumenischen Zweiten Vatikanischen Konzils. [...] Eine solche Spaltung wi-

derspricht aber ganz offenbar dem Willen Christi, sie ist ein Ärgernis für die Welt und ein Schaden für die heilige Sache der Verkündigung des Evangeliums vor allen Geschöpfen.“ Für die Bischöfe von Rom gilt diese Verpflichtung auf besondere Weise, denn ihnen kommt der Dienst an der Einheit zu, was sich in dem Titel „Pontifex“ widerspiegelt. Die Initiativen, dies umzusetzen sind zahlreich und finden auch in verschiedenen lehramtlichen Schreiben einen Widerhall. Stellvertretend dafür sei die von Papst Johannes Paul II. verfasste Enzyklika über den Einsatz für die Ökumene genannt.

Trotz all dieser Bemühungen, gestaltet sich der Weg als schwierig. Nicht selten beeinflussen politische Weichenstellungen, die Anpassung an den Zeitgeist und andere Entwicklungen diese Bestrebungen und tun ihnen Abbruch. Mehr noch, inzwischen drohen selbst jene Aspekte, die bisher als gemeinsame Grundlage zu gelten schienen, zu erodieren. Weder das christliche Menschenbild noch entscheidende ethische Prinzipien können in vielen Fällen noch als gemeinsamer Konsens unter den Konfessionen vorausgesetzt werden.

Zu dieser an sich schwierigen Situation kommt noch verstärkend eine andere Problematik hinzu, denn – dies ist offenkundig – die Streitigkeiten und Uneinigheiten haben sich bis ins Innerste der Katholischen Kirche ihren Weg gebahnt. Selbst fundamentale Glaubenswahrheiten werden von Katholiken in Frage gestellt oder/und sind nicht mehr bekannt. So fragen sich vor allem junge Menschen, warum kirchliche Vertreter sich immer noch so sehr um die Einheit der Christen untereinander bemühen, wo doch immer mehr die Einheit in der Kirche gefährdet ist. Umso dringlicher stellt sich die Frage, was die Grundlage für die Einheit ist, die als Ausgangspunkt für alle weiteren Überlegungen zu gelten hat.

2. DIE GRUNDLAGE FÜR DIE EINHEIT

Bei der Suche nach der Grundlage für die Einheit lohnt sich ein Blick in die Heilige Schrift. Dort schreibt der Apostel Paulus im Hinblick auf die Streitigkeiten der damaligen Zeit: „Es wurde mir nämlich, meine Brüder und Schwestern, von den Leuten der Chloë berichtet, dass es Streitigkeiten unter euch gibt. Ich meine damit, dass jeder von euch etwas anderes sagt: Ich halte zu Paulus – ich zu Apollos – ich zu Kephas – ich zu Christus“ (1 Kor 1,11-13). Die vom Völkerapostel beschriebene Situation scheint sich zu allen Zeiten zu wiederholen. Die Einheit ist keine Selbstverständlichkeit. Daher muss zuerst geklärt werden, ausgehend von welcher Grundlage sie möglich wird.



Es geht darum, in Gott zu sein,
so wie die Rebe am Weinstock

Wenn das Weizenkorn nicht in die
Erde fällt und stirbt ...



Papst Benedikt XVI. hat während seines Pontifikats genau darauf Antwort gegeben. Auch aus diesem Grund hat er ein „Jahr des Glaubens“ ausgerufen, denn der Glaube ist *die* Grundlage für die Einheit in der Kirche. Der Papst verband damit die „Aufforderung zu einer echten und erneuerten Umkehr zum Herrn, dem einzigen Retter der Welt.“ Nur ausgehend von diesem gemeinsamen Fundament kann es Einheit in der Kirche geben, denn die katholische Kirche ist die Gemeinschaft derer, die an „Christus glauben.“

Vor diesem Hintergrund muss unterstrichen werden, dass der Glaube notwendigerweise die Annahme Jesu Christi und seiner Wahrheit voraussetzt. Romano Guardini hatte dies treffend ausgedrückt, als er schrieb: „Glauben heißt sehen und es damit wagen, dass Christus die Wahrheit ist. Nicht nur ein Lehrender, und wäre es auch der Größte, der aber, zusammen mit allen Lehrenden sonst, unter dem allgemeinen Maßstab der Wahrheit stünde; nein, die Wahrheit, das ist Er (Joh 14,6).“ Beim Glauben geht es nicht um menschliche Überlegungen und Projektionen, sondern um die Offenbarung des ewigen Wortes, das der Maßstab für das Leben des Christen und für die Einheit ist. Denn der Glaube ist nichts anderes als die Antwort des Menschen auf die geoffenbarte Wahrheit, der dadurch überhaupt erst zum Gläubigen wird.

Damit ist gesagt, dass weder das (äußere) Handeln, noch die menschlichen Anstrengungen und Möglichkeiten die Einheit konstituieren, sondern die Rückbindung an die Wahrheit. Jede Einheit, die nicht in der Wahrheit gründet, wäre eine Farce. Die Ablehnung des Wahrheitsanspruchs, deren Minimierung oder Relativierung, führt folglich weg von der Einheit, weil die gemeinsame

Grundlage kompromittiert wird. Für einen kurzen Moment mag so etwas wie ein „Erfolg“ aussehen und den Applaus der Menschen nach sich ziehen, in Wirklichkeit wird gerade so die Einheit aufs Spiel gesetzt. Es geht nämlich nicht um menschliche Konventionen, sondern um jene Wahrheit, die ein Synonym für den *Logos* ist, für jene göttliche Wahrheit, die sich in Jesus Christus geoffenbart hat. So schrieb schon der Apostel Paulus: „Denn einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist: Jesus Christus“ (1 Kor 3,11). Der Bezugspunkt für die Einheit in der Kirche – wie für die Einheit unter den Kirchen und den kirchlichen Gemeinschaften – ist der *Logos*, und zwar so, wie er sich geoffenbart hat. Wenn immer von diesem Bezugspunkt Abstriche gemacht werden, wird nicht der Einheit gedient, sondern ihr Gewalt angetan.

Weil die göttliche Wahrheit Mensch geworden ist, hat sie konkrete Gestalt angenommen. Die katholische Kirche ist nichts anderes, als die Gemeinschaft derjenigen, die in der Wahrheit verbleiben. So wie Gott in Jesus Christus Mensch wurde, so kommen die Gläubigen durch die Kirche zu Gott. Dazu ist die Kirche hierarchisch verfasst. Hierarchie bedeutet dabei keineswegs Unterordnung, sondern ist Ausdruck ihrer Verwurzelung im heiligen Ursprung: Gott. Es geht darum, in Gott zu sein, so wie die Rebe am Weinstock (vgl. Joh 15,2-7). Es wäre vermessen nach einer Einheit außerhalb der Kirche zu streben, wenn man nicht selbst tief verwurzelt im *Logos* wäre. An dieser Stelle dürfte deutlich werden, dass es keineswegs primär um menschliche Anstrengungen oder gar um das Erreichen von Konsensen gehen darf. Einheit ist vielmehr, wie auch der Glaube, ein Geschenk. Sie lässt sich folglich nur empfangen und

dazu ist die Gemeinschaft mit Gott in seiner Wahrheit grundlegend. Wenn immer kirchenpolitische Weichenstellungen oder rein menschliche Bemühungen im Vordergrund stehen, führt die Suche nach Einheit in die Sackgasse. Die Einheit im Glauben beginnt immer mit, bei und in Gott. Das Gesagte erlaubt, noch einen letzten Punkt anzuführen.

3. DIE BEGEGNUNG MIT GOTT ALS QUELLGRUND DER EINHEIT

Marianne Schlosser hat in ihrem Artikel „Berufen zur Heiligkeit in der *Communio Sanctorum*“ einen zentralen Gedanken hervorgehoben, der nach Abschluss des letzten Konzils kaum rezipiert worden ist: die Berufung zur Heiligkeit. Dabei verbindet sich damit jene geistliche Grundvoraussetzung, die der Einheit im Glauben am dienlichsten ist. Es geht darum, den Glauben nicht nur mit den Lippen zu bekennen, sondern vor allem mit dem Leben. Daher hat die dogmatische Konstitution über die Kirche gesagt: „Alle Christgläubigen sind also zum Streben nach Heiligkeit und ihrem Stand entsprechender Vollkommenheit eingeladen und verpflichtet. Alle sollen deshalb ihre Willensantriebe richtig leiten, um nicht im Umgang mit Dingen der Welt und durch die Anhänglichkeit an die Reichtümer wider den Geist der evangelischen Armut im Streben nach vollkommener Liebe gehindert zu werden.“

Heiligkeit geht alle Gläubigen an, und bedeutet nichts anderes als tiefe Gottverbundenheit, Freundschaft mit Gott. Ihr kommt notwendiger Weise eine zweifache Dimension zu: Auf der einen Seite kann es keine Gottverbundenheit geben, ohne die Annahme der göttlichen Wahrheit,

denn der *Logos* ist Fleisch geworden. Auf der anderen Seite handelt es sich um mehr als bloße Theorie, vielmehr muss sie sich im Leben widerspiegeln. Dann verwirklicht sich, was im Johannesevangelium steht: „Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten“ (Joh 15,7). Es kommt also zunächst darauf an, ganz in Gott zu sein. Dabei gilt: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12,24). Damit ist gesagt, dass der Christ nur dann zum wahrhaft Gläubigen wird, wenn er dem Eigenen abgestorben ist, um so frei zu sein für Gott und das Geschenk seiner Wahrheit.

Heiligkeit bedeutet daher, die Wahrheit in der Liebe zu tun. Darauf hat Papst Benedikt in seiner Enzyklika *Caritas in Veritate* – die Liebe in der Wahrheit – hingewiesen. Seine Theologie trägt christologische Grundzüge, weil sie immer an der göttlichen Wahrheit Maß nimmt. So hatte Joseph Ratzinger diesbezüglich schon Jahre zuvor wichtige Aussagen getroffen, die sich auf diesen Kontext erhellend auswirken. Er schrieb, dass die innere Spitze der Kirche da ist, „wo am meisten Heiligkeit, am meisten Christusförmigkeit ist. So kann die innere Spitze der Kirche weit hinausreichen über ihre institutionellen Grenzen.“ Diese „innere Spitze“ ist das pulsierende Herz der Kirche und das Prinzip der Einheit. Es gehört zu den großen Defiziten kirchlicher Verkündigung, sich um fast alles Mögliche gekümmert, aber das Eigentliche dabei vernachlässigt zu haben. So wird die Einheit auch in der Kirche immer brüchiger. Nur eine radikale Rückbesinnung auf den *Logos*, den Ursprung, Ziel und Maßstab des Glaubens vermag Abhilfe zu schaffen. *Fortsetzung folgt*

Ludwig Gschwind:

Die Biblische Geschichte

Christoph von Schmid als Religionslehrer



Professor Johann Michael Sailer war 1799 gebeten worden, eine Schulbibel für Kinder zu verfassen. Er fühlte sich dieser Aufgabe neben seiner Lehrtätigkeit nicht gewachsen, deshalb schlug er den Schulbenefiziat von Thannhausen als Verfasser vor. Er wusste von ihm, dass er täglich den Unterricht sowohl mit einem Gebet als auch mit einer biblischen Geschichte begann, an die sich eine kurze Katechese anschloss. Sailer musste zunächst die zuständigen Stellen im Kurfürstentum Baiern überzeugen, dass er einen Ausländer für den geeigneten Autor halte, denn Thannhausen lag in Vorderösterreich. Er musste jedoch auch Schmid überzeugen, dass er der Aufgabe gewachsen sein wird.

Im Jahr 1800 ging Schmid an die Arbeit. Er schickte die ersten Texte an Sailer zur Begutachtung. Sailer war begeistert. Genauso hatte er es sich vorgestellt: bibelnah und kindgemäß. In einem Vorwort wendet sich der ungenannte Autor an die Kinder: „Ich weiß, ihr habt nicht leicht an etwas eine größere Freude als an schönen Erzählungen. Hier ist nun ein Buch

voller Erzählungen, von denen eine schöner ist als die andere. Zugleich sind alle wahr und folgen in der Ordnung, wie sie sich zugetragen haben, aufeinander ... Ihr findet in diesem Buch nicht alle Erzählungen, die in der Bibel stehen, sondern gerade nur die, die sich am besten für euch schicken“. Die Schulbibel erhält den Titel „Biblische Geschichte für Kinder“. Verfasser ist keiner angegeben.

Schmid beginnt mit der Erschaffung der Welt. Er erzählt das Siebentagewerk und schließt dann seine Katechese an, in der er den Kindern nahebringt, dass Gott der Schöpfer ist, dem es zu danken gilt. Dafür ist vor allem der Sonntag da. Als letzter Satz ist zu lesen: „Steht daher gerne früh auf, liebe Kinder, und seht ihn an den neuen Tag und freut euch über Gott, der den schönen Morgen, euch und die ganze Welt gemacht hat“. Er erzählt von Adam und Eva, vom Sündenfall, von Kain und Abel. Jede Geschichte endet mit einer kindgemäßen Betrachtung, aus der hervorgeht, dass alles zu unserer Belehrung dient, damit wir den Weg zum Himmel gehen. Das Gute gilt es zu erkennen und zu tun, das Böse aber muss gemieden und verabscheut werden. Das ganze Alte Testament wird so lebendig.

Ebenso verfährt Schmid mit dem Neuen Testament. Als 1813 die siebte Auflage erscheint, ist Baiern Königreich. An allen Schulen des Königreiches wird im katholischen Religionsunterricht Schmid's Biblische Geschichte verwendet, aber auch außerhalb Bayerns erfreut sich diese Schulbibel großer Beliebtheit. Da ist dann im Anschluss an die Geburt Johannes des Täuflers zu lesen: „Liebe Kinder! Was dort ein Engel den Eltern sagte, das sagen jetzt auch

gute Ärzte: Hitzende Getränke, Wein und Kaffee sind den Kindern höchst schädlich und verkrüppeln sie an Leib und Seele. Brantwein wäre gar Gift. Es gibt für Kinder nichts besseres als Wasser und Milch“. Aus dem Verhalten der Bewohner von Nazareth, die Jesus nach seiner Predigt in der Synagoge am liebsten töten würden, zieht Schmid für die Kinder die Lehre: „Lernt, dass aller Religionseifer, der auf Hass und Verfolgung hinausläuft, nicht aus Gott, sondern bloß Stolz, Starrsinn, ja die schrecklichste Heuchelei ist. Lernt auch an diesem Beispiel, wie der böse Mensch sich selber immer am meisten schadet.“

Der Glaube des heidnischen Hauptmanns von Kapharnaum lässt Schmid sagen: „Und daraus sehen wir nun, dass es um den rechten Glauben etwas viel Größeres ist. Alles, was Gott geoffenbart hat, für wahr halten ist notwendig, aber nicht genug. Wer recht glaubt, der richtet sein ganzes Herz auf Gott. Er ist voll Liebe gegen alle Menschen. Das ist der Kern des Glaubens.“ Das Glaubenswissen allein genügt nicht, man muss auch danach handeln. Keine Erzählung endet ohne eine „Gebrauchsanweisung“. Schmid hat seine „Biblische Geschichte“ immer wieder überarbeitet. Sein Nefte Dr. Albert Werfer hat in späteren Jahren, nach dem Tod des Onkels, die pädagogischen Ausführungen weggelassen und so die Texte verknüpft, ihnen aber Kupferstiche als Bildmaterial beigegeben. Nun lag es am einzelnen Religionslehrer, ob er nur die Geschichte lesen lässt, oder auch Schlüsse aufs eigene Leben und Verhalten zieht. Wie man es machen kann, hat jedenfalls der Pädagoge Christoph von Schmid meisterhaft gezeigt. ■

Hubert Gindert:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Papst Johannes Paul II.

Papst Johannes Paul II. hat eine kaum überschaubare Zahl von Lehrschreiben (Enzykliken) zu allen wesentlichen Fragen verfasst, eine Fülle von Pastoralreisen rund um den Globus absolviert, die Weltjugendtage ins Leben gerufen und eine große Anzahl von Männern und Frauen zu „Seligen“ und „Heiligen“ erklärt – als Vorbilder für die Gläubigen. Niemand kann seine Lebensleistung auf einer knappen Seite würdigen. Deshalb will ich hier unter „Reformer“ nur seine „Theologie des Leibes“ aufgreifen.

Es gibt Bücher wie die „Theologie des Leibes für Anfänger“ von Christopher West und zahlreiche Kurse, die sich mit der „sexuellen Revolution“ von Johannes Paul II. widmen. Das ist auch notwendig, wenn man das weltweite Bestreben berücksichtigt, welches die Sexualität als Konsumgut, unabhängig von den Folgen für die Menschen, propagiert. Christopher West sagt im o.a. Werk zur Erläuterung „Sex ist nicht einfach nur Sex. Die Art und Weise, wie wir unsere Sexualität verstehen und ausdrücken, offenbart unsere tiefste Überzeugung davon, wer wir sind, wer Gott ist, was wir unter Liebe verstehen, wie die Gesellschaft geordnet ist“ (S. 14). West zitiert Johannes Paul II.: „Der Leib, und nur er, kann das Unsichtbare sichtbar machen: Das geistliche und

göttliche. Er wurde geschaffen, das von Ewigkeit her in Gott verborgene Geheimnis in die sichtbare Wirklichkeit der Welt zu übertragen und so Zeichen dieses Geheimnisses zu sein“ (S. 18).

Die „Fortschrittskoalition“, wie sich die jetzige Bundesregierung selber nennt, will die Menschen mit Hilfe der medizinischen Fortschritte von den „Zwängen der Natur und der Gesellschaft“ befreien. Jugendliche können ab 14 Jahren ihr Geschlecht ändern und jede Form der Sexualität als gleichwertig praktizieren. Die „Denaturierung“ des Menschen in jeder Form trat Johannes Paul II. schon immer entgegen. In seiner „Sexualität des Leibes“ fordert er die Menschen auf, ihre Sexualität zu entdecken und besser zu verstehen, weil mit dem Geschlecht ihre Bestimmung und Lebensaufgabe verbunden sind. Das zeigt sich, wenn Maria als Gottesmutter mit ihrer mütterlichen Bestimmung auf der Hochzeit zu Kana feststellt: „Sie haben keinen Wein mehr“.

Johannes Paul II. zielt nach Gerl-Falkovitz auf die menschliche Liebe im göttlichen Heilsplan ab. Der Schöpfungsbericht setzt mit dem Ursakrament der Ehe den „Anfang“. Jesus spricht von der „Unauflöslich-

keit der Ehe“ und der Auferweckung der Leiber. Der revolutionäre Ansatz sei die „personale Gemeinschaft“ frei von egoistischer Befriedigung oder Selbstverlust im bloßen Trieb.



Die Leibesgemeinschaft von Mann und Frau verleihe eine Ahnung von der Liebesgemeinschaft der Dreifaltigkeit. Das ist das schöpferische Füreinander und Zueinander. Gott ist in sich selbst Liebe. Die menschliche Liebe ist Hingabe, Gespräch, Beziehung. Sie wird zum Abglanz der göttlichen Gemeinschaft. Der Ehelosigkeit um des Himmelreiches Willen fehlt die Zweisamkeit und Liebe nicht. Denn im Himmel, im Überschreiten der Sexualität, ist sie mit Gott verbunden. „So wird Theologie des Leibes ... zur Einübung der Leibsprache“.

„Privilegien“ aus Glaubenshass

Der Machtanspruch des Nationalsozialismus war total. Auch eine pervertierte Sprache wurde in den Dienst dieses Ziels gestellt. Es sollte unmöglich sein, anders als im Sinne der NS-Ideologie zu denken. „Intelligenzaktion“ als Tarnwort für den Massenmord an der polnischen Führungsschicht, „Schutzhaft“ als zynische Bezeichnung für die Einkerkering aller, die „gefährlich“ werden könnten. Heute ist es Konsens, die Tätersprache nicht mehr unkritisch zu verwenden – mit der Ausnahme der „Privilegien“. Im KZ Dachau waren von Dezember 1940 bis nach der Befreiung am 29. April 1945 2800 Geistliche aus Deutschland und allen besetzten Ländern inhaftiert, überwiegend Priester. Ihre Behandlung unterschied sich in einigen Punkten von der anderer Gefangener. Die SS prägte dafür aus Glaubenshass den Begriff „Privilegien“. Er sollte bei anderen Häftlingen den Eindruck erwecken, die Insassen des Priesterblocks genossen Vorteile. Heute noch wird in der Gedenkstätte des KZ Dachau bezüglich der Geistlichen auf ihre angebliche Bevorzugung mit dem Begriff „Zeit der Privilegien“ hingewiesen.

Der einzig wirkliche Vorteil für sie aber war ab Januar 1941 die Kapelle im Block 26 und die Möglich-

keit, dort heilige Messen zu feiern – offiziell nur für Geistliche, aber auch einige Laien fanden den Weg. Die Priester wurden nicht wirklich privilegiert, sondern wie Aussätzige gesondert „gehalten“, weil für die „Herrenmenschen“ das Evangelium einer Dynamitbombe unter dem Fundament ihres „tausendjährigen“ Reiches glich. In jedem Häftling des Priesterblocks sahen sie einen Auslöser, der diese Bombe zur Explosion bringen konnte. Die Vorsitzende des Vereins „Selige Märtyrer von Dachau e.V.“, hat in einem Internet-Beitrag ausführlich erläutert, was wirklich hinter den vermeintlichen „Privilegien“ steckte. Beispiele:

NICHT-EINTEILUNG

ZUR ARBEIT: Wenn andere Häftlinge zur Arbeit eingeteilt waren und dort teilweise vergleichsweise relativ „gut“ behandelt wurden, waren die Geistlichen den Quälereien der Blockältesten und der SS ausgeliefert. Bis zur Erschöpfung mussten sie „sportliche“ Übungen machen oder strafexerzieren.

SONDERAUFGABEN: Wenn Geistliche nicht zur Arbeit eingeteilt waren, mussten sie Hol- und Bringdienste für das gesamte Lager erledigen, zum Beispiel Möbel, Matratzen oder Steine hin und her tragen. Sie wur-

den auch für Tätigkeiten wie das Ziehen der schweren Straßenwalze gerufen. Das war eher anstrengender als die Arbeit anderer Häftlinge, weil es im Freien und bei jeder Witterung geschah. Außerdem bekamen die Geistlichen nicht wie die zu regulärer Arbeit eingeteilten Häftlinge zusätzliche Essenrationen.

SCHNEERÄUMEN: Sobald es schneite, was im Winter oft geschah, mussten alle nicht anders eingeteilten Geistlichen ohne Winterkleidung und Werkzeug Schnee räumen und ihn im Laufschrift unter Beschimpfungen und Schlägen in Schubkarren oder auf Tischplatten in einen nahen Bach bringen. Ohne Handschuhe froren die Hände an den Griffen der Schubkarren fest. Der französische Priester François Goldschmitt, der das KZ überlebte, erinnerte sich später: „Wie immer vollzog sich alles im Laufschrift. ‚Tempo, Tempo!‘, hörte man den ganzen Tag herumbrüllen. SS-Strolche und Capos standen oder liefen hinter den Geistlichen her und schlugen mit Stöcken drauflos. Unflätige Schimpfwörter und zweideutige Redensarten regneten nur so auf die Schneeschipper nieder.“

KESSELTRAGEN: Die nicht Eingeteilten wurden zum „Kesseltragen“ gerufen. Jeder Block im Lager erhielt



Im Block 26 lag die Kapelle des Priesterblocks im KZ Dachau – das einzige wirkliche Privileg für die Geistlichen.



morgens Kessel mit Ersatzkaffe, mittags und abends Wassersuppe. Die eisernen Metallbehälter wogen 75 bis 100 Kilogramm und waren sehr heiß. Sie mussten von der Küche über teils weite Strecken mit nicht passenden Holzpantoffeln an den Füßen bis in jeden Block getragen werden – auch bei Glätteis und Schnee. Für die ausgehungerten Geistlichen, die oft keine körperliche Arbeit gewöhnt und vorgerückten Alters waren, war das kaum zu bewältigen. Jüngere versuchten, mehrfach den Weg mit den Kesseln zu gehen, um Ältere und Schwächere zu entlasten, was verboten war. Die Träger wurden beschimpft, geschlagen und zum Laufschrift gezwungen. Rutschte jemand aus und war Suppe verschüttet, wurde die verlorene Portion dem Block des Betroffenen abgezogen, was zu noch mehr Hunger führte. Die Träger mussten außerdem lange vor den anderen Häftlingen aufstehen und konnten abends erst nach dem Einsammeln der leeren Kessel zu Bett gehen, viel später als andere. Obendrein bekamen sie eine Mahlzeit, die „Brotzeit“, nicht, die den zur Arbeit eingeteilten Insassen zustand. Mancher Träger holte sich einen Knochenbruch, Leistenbruch, Brandwunden oder Herzfehler. Den seligen Maksymilian Binkiewicz kostete das Kesseltragen sogar das Leben. Als entdeckt wurde, dass er verbotenerweise mehrfach den Weg ging, um älteren Kameraden zu helfen, wurde er so geschlagen, dass er am nächsten Tag an den Folgen starb. Nach Aussagen einiger Autoren wurde das Kesseltragen hauptsächlich als quälende Aufgabe für Geistliche beibehalten. Ab September 1941 wurden nur noch polnische Geistliche dazu eingesetzt. Als der Transport der Kübel anderen Häftlingen übertragen wurde, bekamen die einen Wagen für ihre Arbeit, was die Geistlichen in der Überzeugung bestärkte, einer speziell für sie gedachten Schikane zum Opfer gefallen zu sein. Trotz aller unmenschlichen Bedingungen zog Pfarrer Hugo Pfeil, der das KZ überlebte, später dieses Fazit: „Heute noch danke ich Gott, der uns Stärke verlieh zum Dienst an unseren Brüdern, zum Sklavendienst, der aber geheiligt war, weil wir in Gnade darin einen Beitrag sahen zum Werk der Kirche an den Seelen, für die Jesus Christus gelitten hat.“

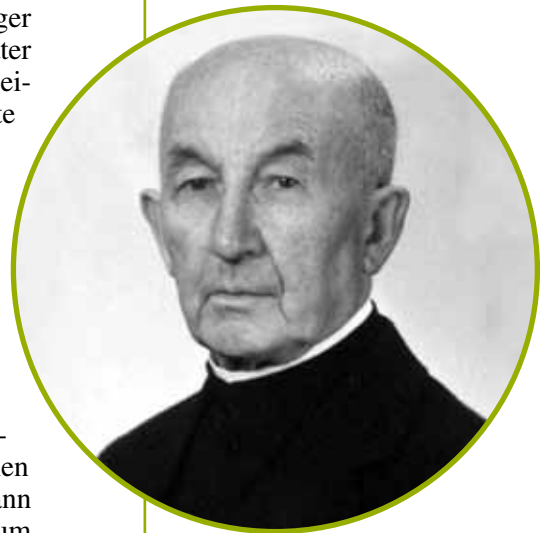
MITTAGSSCHLAF: Sicher war es eine Erleichterung, sich mittags ausruhen zu können. Das wurde aber durch die Pflicht erkaufte, zweimal täglich das Bett machen zu müssen, nach strengen Regeln peinlich genau, als ob niemand je darauf gelegen hätte. Das alles unter Zeitdruck. Stimmt etwas nicht, gab es sehr harte Strafen für den Besitzer des Betts oder den ganzen Block. Außerdem wurden die Geistlichen oft während der angeblichen Pause aus dem Bett geholt.

„WEINKOMMANDO“: Papst Pius XII. stiftete Wein für die Geistlichen, in der Hoffnung, dass der zur Feier der heiligen Messe verwendet werden könnte. Stattdessen wurde das Ausschütten eine wahre Tortur, wie unter anderem der Luxemburger Geistliche Jean Bernard sich später erinnerte: Brüllte ein SS-Mann einen Befehl, mussten vorbestimmte Häftlinge die entsprechende Zahl Weinflaschen hereinholen und die die Flaschen sehr schnell entkorken. Es waren Bocksbeutel aus Franken, sehr sauer. Der Inhalt wurde verteilt auf Becher, die dann rasch in einem Zug geleert werden mussten. Wehe, jemand verschluckte sich oder hatte Probleme, den sauren Wein, vielleicht auf nüchternen Magen, herunterzuschütten. Dann gab es Schläge mit Folgen bis zum Zahnverlust und üble Schnittwunden durch die Becher aus Aluminium, auf die geschlagen wurde. Manche Opfer des Weinkommandos mussten deshalb das Krankenrevier aufsuchen. Manchmal fiel an einem Tage das Weintrinken aus, um tags darauf jeden Geistlichen zu nötigen, nicht selten morgens früh nüchtern die doppelte Portion, etwa einen halben Liter, in einem Zug zu trinken. Gelegentlich gab es tagelang keinen Wein. Dann mussten die Geistlichen bis zu einer ganzen Flasche auf nüchternen Magen trinken. Das vertragen die ausgehungerten Männer natürlich nicht. Die SS wollte und konnte sie so als „versoffene Pfaffenbande“ vor den anderen Häftlingen vorführen und verspotten.

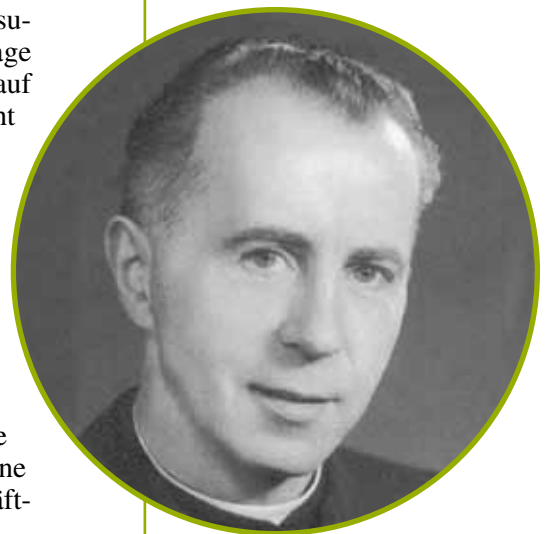
So sahen die „Privilegien“ der Geistlichen in Dachau aus. Es dürfte niemand geben, der so „privilegiert“ werden möchte. ■



**MAKSYMILIAN
BINKIEWICZ**



**PFARRER
HUGO PFEIL**



**GEISTLICHER
JEAN BERNARD**

„Maria in Böhmen“

Pilgerreise des Institutum Marianum Regensburg zu Marien-Wallfahrtsorten im westlichen Tschechien

Auch 2023 konnte das Institutum Marianum Regensburg (IMR) wieder eine sechstägige Fahrt zu Marienwallfahrtsorten anbieten, heuer nach Böhmen, in das westliche Tschechien einschließlich Prag und Pilsen. Die Reise fand in der ersten Oktoberwoche statt, vom 2. bis 7. Oktober 2023. Die Planung und Leitung der Busreise lag wieder bei Pfarrvikar Dr. Achim Dittrich, der als Seelsorger in Weiden sowie als wissenschaftlicher Mitarbeiter beim IMR tätig ist. Allerdings hinderte ihn eine akute Erkrankung an der Teilnahme, so dass er nur die letzten beiden Tage dabei sein konnte. Dankenswerter Weise übernahm der Teilnehmer Pfarrer Andreas Weiß aus Bruck die geistliche Begleitung; er ist selbst IMR-Mitglied.

24 Teilnehmer aus dem ganzen süddeutschen Raum fuhren am Montag in Regensburg los und feierten in der Wallfahrtskirche von Neukirchen beim Heiligen Blut eine erste Heilige Messe, beim Gnadenbild mit dem Säbel. Konzelebrant und Reisetilnehmer war auch Prälat Alois Möstl, langjähriger Pfarrer von St. Wolfgang in Regensburg, sowie Monsignore Martin Neumeier (Pfr. i. R.). Nur wenige Kilometer entfernt wurde die Grenze überschritten, die bis 1989 zum „Eisernen Vorhang“ gehörte. Das erste tschechische Ziel hieß Klattau (Klatovy), wo nach dem Mittagessen ein kundiger Ortsführer, Herr Pavel Koura, der Gruppe die Altstadt zeigte samt der Jesuitenkirche Unbefleckte Empfängnis Mariens und hl. Ignatius (1659, Kilian Ignaz Dientzenhofer).

Besonderes Augenmerk erhielt die Kirche mit dem weißen Turm, die Stadtpfarrkirche Mariä Geburt. Diese gotische Kirche birgt das wundertätige Marienbild „Klattauer Madonna“, eine Kopie der „blutenden Madonna“ von Re (Norditalien), das seit 1684 Klattau zum Zielpunkt vieler Pilger gemacht hat. Der lateinische Andachtsvers: „In gremio Matris sedet sapientia Patris“ verweist auf die Menschwerdung des göttlichen Logos in Jesus Christus aus der Jungfrau Maria. Der weiße

Glockenturm wurde 1758 erhöht und im Rokokostil gestaltet.

Am Spätnachmittag fuhr der Bus dann nach Pilsen, wo die Pilgergruppe übernachtete und ab Dienstag (3.10.) von der freundlichen Reiseleiterin Alexandra Kloboucnikova geführt wurde, in Pilsen durch die Innenstadt und St.-Bartholomäuskathedrale. Der Turm dieser gotischen Hallenkirche (14. Jh.) gehört mit 103 Metern zu den höchsten Kirchtürmen Europas; sie ist die Bischofskirche der erst 1993 gegründeten Diözese Pilsen. Die spätgotische Sternberg-Kapelle im Presbyterium weist ein Hängegewölbe auf. Der neugotische Hochaltar (1883) wird überragt von einer Kreuzi-

Neben der gotischen St. Jakobuskirche mit ihrem barocken Glockenturm besichtigte die Gruppe die Kirche des Hl. Johannes Nepomuk, die anlässlich der Heiligsprechung 1729 umgewidmet und 1736 durch Kilian Ignaz Dientzenhofer neu errichtet worden ist. Dort wurde auch die Hl. Messe gefeiert.

Nach dem Mittagsimbiss ging die Fahrt weiter nach Nordosten, ins 45 Kilometer entfernte Píbram (Přibram), zum „Svatá Hora“, zum heiligen Berg Böhmens, auf dem eine prächtige Barockanlage zu finden ist. Der auch heute noch gut besuchte Wallfahrtsort wird von Redemptoristenpatres betreut. Die Besichtigung wurde mit einem Orgelkonzert abgeschlossen.



Wallfahrtskirche von Neukirchen
beim Heiligen Blut



Kloster Bila Hora, Weißen Berg
„Maria vom Siege“

gungsgruppe; er zeigt über dem Tabernakel die „Pilsener Madonna“, die um 1380 aus Kalkstein geschaffen wurde; sie gilt als wundertätig und zählt zu den wertvollsten Kunstwerken der Republik Tschechien.

Am frühen Nachmittag erreichte die Pilgergruppe die kleine Stadt „Pomuk“ südlich von Pilsen, die wegen ihres berühmten Sohnes umbenannt wurde in Nepomuk. Der Geburtsort des gleichnamigen Heiligen Johannes hat eine bedeutende Geschichte, entstand hier doch vom Zisterzienserkloster Ebrach aus schon 1144 ein Kloster.

Der Bus steuerte am späteren Dienstagnachmittag die Hauptstadt Tschechiens an, die Metropole Prag, wo ein Hotel im Nordosten der Stadt bezogen wurde.

Am Mittwoch, fuhr die Gruppe zunächst in die westliche Peripherie von Prag, auf den Weißen Berg, zum Kloster Bila Hora, das von Venio-Schwestern besiedelt wurde. „Maria vom Siege“ lautet der Titel dieses Klosters aus dem 18. Jahrhundert, gegründet in Erinnerung an die Schlacht auf dem Weißen Berg im November 1620, deren

Ausgang die Rekatholisierung Böhmens ermöglicht hatte.

Im weiteren Tagesverlauf wurde in Prag der Hradschin (Veitsdom, Kloster St. Georg) besichtigt, die Teynkirche (Mariensäule) sowie das Karmeliterkloster „Maria vom Siege“, in dessen Kirche sich das Prager Jesulein befindet.

Am Donnerstag, ging es von Prag aus nach Norden, wo der Bus nach einigen Umwegen im „böhmischen Lourdes“ Philippsdorf (Filipov) anlangte, im südlichen Erzgebirge nahe der Grenze zu Sachsen gelegen. In der Philippsdorfer Basilika wird Maria als „Hilfe der Christen“ verehrt. Die Pilgergruppe konnte dort die hl. Messe feiern und erhielt eine Führung durch den Ortspfarrer von Georgswalde (Jiříkov).

Weiter ging die Fahrt durch das ehemals sudetendeutsche Land nach Graupen, Ortsteil „Mariaschein“ (Krupka-Bohosudov). An diesem Wallfahrtsort wird Maria als schmerzhaftes Gottesmutter verehrt; früher war er auch eine bedeutende Ausbildungsstätte für Schüler und Seminaristen; heute noch betreiben die Jesuiten dort ein Gymnasium. Hier wurde die hl. Messe gefeiert.

Zur Mittagszeit wurde unweit von Falkenau (Sokolov) der Wallfahrtsort Maria Kulm (Chlum Svaté Maří) erreicht, wo der genese-ne Pfarrvikar Dittrich zur Gruppe stieß und mit Pfarrer Weiß und Möstl die heilige Messe zelebrierte.

Die Propstei Maria Kulm wird von den Prager Kreuzherren betreut – Pater Milan Kucera erklärte uns die Gnadenkapelle, in der auch die hl. Messe stattfand. Die schöne Hauptkirche ist weitgehend renoviert, wogegen in den barocken Außenanlagen noch viel zu tun ist. Katholiken gibt es in der Gegend kaum noch; vorrangig Pilger kämen nach Maria Kulm, so berichtete Pater Kucera.

Am Freitagnachmittag ging es nach Altkinsberg, einem kleinen Ort unmittelbar an der Grenze zur Oberpfalz, unweit von Eger und Waldsassen. Das geschichtsträchtige Dorf mit seiner Burg ist in Tschechien wegen des seligen Märtyrers Hroznata von Ovenec (1160-1217) bekannt, dem Patron der Diözese Pilsen. Oberhalb des Dorfs befindet sich die barocke Wallfahrtsanlage „Maria Loreto“, die nach 1990 wieder aufgebaut wurde. Die kleine Kirche samt der Loreto-Kapelle (Haus Mariens) wird von einem Arkadengang umgeben. Die Gruppe sang in der Kapelle ein vielstrophiges Loreto-Lied und bewunderte die modernen, im baro-

Wasserspiel mit Musik bestaunt werden konnte.

Am Vormittag fuhr der Bus nach Süden durch das Land der Choden (Region um Taus/ Domažlice) zum Kloster Kladrau (Kladruhy bei Stříbra), einem ehemaligen Benediktinerkloster mit gotisch-barocker Kirche. Die Führung durch die restaurierten Klostergebäude und die wunderschöne Basilika „Mariä Himmelfahrt“ war sehr beeindruckend. Es folgte ein böhmisches Mittagessen in der Klosterklosterstätte. In Stříbra verabschiedete sich die Reiseleiterin, Frau Alexandra Kloboučnikova. Die Gruppe fuhr über die Autobahn nach Deutschland und steuerte die Stadt Weiden an, wo um 15 Uhr der Abschlussgottesdienst in der Kirche St. Johannes stattfand. Ein Teil der Pilger stammt aus der Region der nördlichen Oberpfalz und verabschiedete sich hier, während der andere Teil mit dem Bus zurück nach Regensburg zum Hauptbahnhof fuhr.

Diese Rundreise durch das westliche Tschechien war knapp 1100 Kilometer lang. Neben dem täglichen Gottesdienst verliehen auch der Rosenkranz und meditative Impulse der Fahrt den Charakter einer Pilgerreise, zu den Stätten der Ma-



Wallfahrtsort Maria Kulm (Chlum Svaté Maří)



Altkinsberg, Wallfahrtsanlage „Maria Loreto“



Kloster Kladrau (Kladruhy bei Stříbra), Detail Hochaltar

Anschließend fuhr der Bus weiter nach Westen in das Bergbaugesamt von Brüx (Most), wo die Zimmer bezogen wurden.

Am Freitag, stand zunächst die Besichtigung der „transferierten“ Kirche „Mariä Himmelfahrt“ auf dem Plan, einer spätgotischen Hallenkirche, die wegen des Bergbaus wie die ganze Altstadt 1972 komplett ab und 841 m entfernt wieder aufgebaut wurde.

Nun steuerte der Bus das Egerland im äußersten Nordwesten von Tschechien an.

cken Stil gemalten Marienbilder im Arkadengang. Die Aussicht an diesem sonnigen Herbsttag war herrlich, zumal kein „Eiserner Vorhang“ mehr die Länder links und rechts des Wallfahrtshügels voneinander trennt.

Die letzte Übernachtung fand im westböhmischen Marienbad (Marianske Lazne; UNESCO-Weltkulturerbe) statt, auf dem Berg über dem Kurort. Früh am Morgen des Samstags, 7. Oktober, fuhr die Gruppe hinab und ließ sich durch mondäne Hotelpassagen zur Kurhalle führen, wo um 9 Uhr ein

rienverehrung in Böhmen (und der Oberpfalz). Auch wenn manche der Orte etwas traurig wirken, da die Kirchen und Kunstwerke kaum noch mit gelebter Frömmigkeit verbunden sind, so beeindruckt die Zeugnisse des christlichen Glaubens und der Marienverehrung doch und lassen hoffen, dass dieses Erbe neue Begeisterung für das Evangelium Jesu Christi entzünden kann. An uns ist es, dazu beizutragen – durch unser gelebtes Zeugnis von Gottes- und Nächstenliebe, durch unser Gebet, unsere Hoffnung. ■

Bis ins hohe Alter mit Verantwortungsbewusstsein und im Dienst der Kirche

Kardinal Walter Brandmüller ist 95

In honorem eminentissimi ac reverendissimi Domini Cardinalis Ecclesiae et Theologiae Doctoris Gualterii Brandmüller celebrantis nonagesimum quintum annum nativitatissuae (Zur Ehre seiner Eminenz und hochverehrten Herrn Kardinals der Kirche und des hochgelehrten Doktors der Theologie Walter Brandmüller anlässlich des 95. Geburtstags).

Im Rückblick auf 95 Jahre darf Kardinal Walter Brandmüller sich dankbar an seine Kindheit und Jugendzeit in seiner Heimat erinnern und an eine lange Zeit wissenschaftlicher Arbeit. 1929 wurde er in Ansbach geboren. Er wurde in der evangelischen Konfession getauft, katholisch erzogen und trat früh zur katholischen Kirche über. Nach seinem Abitur studierte er katholische Theologie und empfing 1953 in Bamberg die Priesterweihe. Anschließend war er in der Seelsorge tätig.

Freigestellt zur wissenschaftlichen Arbeit wurde er 1963 mit einer Arbeit zum Thema „Das Wiedererstehen katholischer Gemeinden in den Fürstentümern Ansbach und Bayreuth“ promoviert. 1967 habilitierte er sich mit einer Arbeit über das Konzil von Pavia-Siena. 1969 wurde er als Professor an die damalige Philosophisch-Theologische Hochschule in Dillingen berufen. Nach deren Auflösung wurde er 1970 in Augsburg Ordinarius für Kirchengeschichte, wo er bis zu seiner Emeritierung 1997 lehrte. Während dieser Zeit betreute er die Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Walleshausen. Die Themen der Promotion und Habilitation wiesen schon auf die künftigen Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Forschung hin.

Die Geschichte ist für ihn nichts Verstaubtes, in Archiven abgelegt, überlassen dem Vergessen. Die Geschichte lebt, ist in den Generationen verankert und braucht doch den Historiker, der sie universal einordnet,



ihre Verästelungen überblickt und in Monographien gewissermaßen punktuell erfasst und den Lesern lebendig vor Augen führt. Von der Komplexität der Geschichte fasziniert, wissend um die Bedeutung der Geschichte für die Menschen und hier besonders für die Kirche, hat sich Kardinal Walter Brandmüller eine Lebensaufgabe gegeben, „Licht und Schatten“ – so heißt eines seiner Bücher – in der Geschichte der Kirche aufzuzeigen und die antikatholische Geschichtsschreibung zu entlarven.

Objektivität, Genauigkeit und ausgewogenes Urteil fern von jeder Parteinahme, Emotion und Aggression bestimmen sein Forschen und Schreiben. Ein Kirchenhistoriker, so dokumentiert er es in seinen Werken, muss über theologisch und philosophisch fundiertes Wissen verfügen, seine Sprache muss an der klassischen Literatur geschult sein. Sein Faktenwissen ist verbunden mit den grundlegenden Einsichten in die Seele des Menschen und in die Kräfte der Politik. Der verantwortungsbewusste Historiker Brandmüller führte das siebenbändige Standardwerk

„Kirchengeschichte Bayerns“ von R. Bauerreis mit drei großartigen Bänden (Handbuch der Bayerischen Kirchengeschichte) zum 19. und 20. Jahrhundert fort. Er legte das Fundament zur Konziliengeschichte und brachte sie ein gewaltiges Stück voran.

Wenn er bei Kongressen auftrat, wusste er die Zuhörer mit seinen Vorträgen zu faszinieren. Kardinal Walter Brandmüller spürt als Historiker, dass die Kirche neue Aufbrüche braucht. Er ist ein Freund von klaren Aussagen und scheut sich nicht, Kritik zu üben, und Fragen an das kirchliche Lehramt (dubia) zu stellen, wenn er die Einheit im katholischen Glauben gefährdet sieht. Er war seit 1981 Mitglied der Päpstlichen Kommission der historischen Wissenschaften, seit 1998 Präsident des Päpstlichen Komitees für Geschichtswissenschaft in Rom und von 1998 bis 2006 Präsident der Internationalen Kommission für vergleichende Kirchengeschichte.

Der Historiker von hohem Rang im Dienst der Kirche unterstützt selbstlos neue Gemeinschaften, initiierte die Theologische Sommerakademie in der Diözese Augsburg, ist Mitbegründer des IK-Augsburg und stand diesem lange Zeit mit Rat und Tat zur Seite. Das Forum Deutscher Katholiken ist ihm dankbar für seine Vorträge beim Kongress „Freude am Glauben“, die Mitarbeiter des „Fels“ danken ihm für seine Beiträge. Alle, die im Forum Deutscher Katholiken, im Fels und in der Aktionsgemeinschaft mit den ihr angeschlossenen Initiativkreisen mitarbeiten, wünschen Kardinal Walter Brandmüller Gottes reichsten Segen für die Zukunft, für sein weiteres, wie man sicherlich erwarten darf, unermüdetes Arbeiten und Forschen, für sein priesterliches Wirken und viel Freude an den Früchten seiner Arbeit.

Gerhard Stumpf

Nur mehr 40% der Bevölkerung glaubt, dass sie in Deutschland frei sprechen können

Das Institut Allensbach stellt fest: Immer mehr Deutsche sehnen sich nach Freiheit. Aber immer weniger Deutsche wagen es in der Öffentlichkeit frei zu reden. Was ist im Zweifelsfall wichtiger? Freiheit oder Gleichheit? 1998 haben sich 45% der Deutschen für die Freiheit entschieden und 40% für die Gleichheit. Jetzt bevorzugen 56% der Deutschen „Freiheit“ und nur mehr 29% „Gleichheit“. 48% der Bevölkerung fühlen sich bereits „unfrei“. Nur mehr 40% der Bevölkerung meint, dass sie in Deutschland frei sprechen können. Das ist ein absoluter Tiefstwert seit Beginn der Umfrage im Jahr 1953. (Quelle: kath.net)

Zur Zusammenkunft des „Synodalen Ausschuss“ in Essen vom 10./11. November 2023

Soweit bekannt, nahmen an dieser Zusammenkunft acht Bischöfe nicht teil, darunter Erzbischof Kardinal Woelki von Köln sowie die Bischöfe Rudolf Vorderholzer von Regensburg, Gregor Maria Hanke von Eichstätt, Stefan Oster von Passau und Bertram Meier von Augsburg.

Mitglieder des „Synodalen Ausschusses“ sind die 27 deutschen Ortsbischöfe, 27 Mitglieder des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) sowie weitere 20 gewählte Delegierte.

Der „Synodale Rat“ aus Bischöfen und Laien will gegen das klare römische Verbot einen „Synodalen Ausschuss“ gründen. Das diesbezügliche römische Schreiben lautet, dass „weder der »Synodale Weg« noch ein von ihm eingesetztes Organ noch eine Bischofskonferenz die Kompetenz haben, den »Synodalen Rat« auf nationaler, diözesaner oder pfarrlicher Ebene einzurichten“. Zur weiteren Erinnerung: Dieses „Beratungs- und Beschlussorgan soll Grundsatzentscheidungen von überdiözesaner Bedeutung zu Zukunftsfragen der Kirche treffen“.

Der „Synodale Ausschuss“, der erstmals in Essen am 10./11. November 23 zusammengetreten ist, hat sich in offenem Ungehorsam gegen

Auf dem Prüfstand

die o.a. römische Weisung getroffen. Er maßt sich Kompetenzen an, die ihm nicht zustehen. Er bricht die Einheit mit der Weltkirche. Bewusste Katholiken werden sich diesem Weg entgegenstellen.

Da der „Synodale Ausschuss“ aus den Diözesanbischöfen, Vertretern des ZdK und von der Vollversammlung des „Synodalen Weges“ gewählten Mitgliedern zusammengesetzt ist, sind die Mitglieder der im ZdK vertretenen katholischen Verbände angefragt, ob sie diesen illegitimen Kurs, der aus der Weltkirche herausführt, nicht unter Protest verlassen, weil sie ihre Mitglieder in die Kirchenspaltung hineinziehen.

Die Bischöfe, die den „Synodalen Rat“ mit dem „Synodalen Ausschuss“ vorbereitet haben, haben nicht nur ihren Treueeid, den sie bei ihrer Bischofsweihe gelobt haben gebrochen. Sie handeln auch entgegen der Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils (Lumen gentium – Licht der Völker), wo es in Ziff. 21 heißt: „Die Bischofsweihe überträgt mit der Gabe der Heiligung auch die Gaben der Lehre und der Leitung, die jedoch ihrer Natur nach nicht anders als in der hierarchisch geordneten Kommunionseinheit mit Haupt und Gliedern des Bischofskollegiums ausgeübt werden können“. (Die Tagespost, 9.11.23, S.10)

Aus den o.g. Gründen haben bereits vor dem Treffen in Essen vier Diözesanbischöfe die Mitarbeit beim „Synodalen Ausschuss“, inkl. Mitfinanzierung verweigert. Sie haben auch das Kirchenrecht auf ihrer Seite.

Papst Franziskus hat zu Beginn des „Synodalen Prozesses“ mit Blick auf die desaströse religiöse Situation in Deutschland die Neuevangelisierung als eigentliche Aufgabe des „Synodalen Weges“ angemahnt. Das

war das Bemühen, die katholischen Christen auf das Wort Jesu hinzuweisen. In den Vorlagen und Texten des „Synodalen Weges“ ging man dem aus dem Weg. Die Bischöfe der Mehrheitsentscheidungen sind als Hirten ihrer Aufgabe, das Wort Jesu in den ihnen vertrauten Gemeinden nahezubringen, nicht nachgekommen. Sie tragen auch für die weitere Entwicklung die Hauptschuld. Sie haben das Wort Jesu „gleichet euch nicht dieser Welt an“ auf den Kopf gestellt. Sie haben ihre ihnen anvertrauten Gemeinden der Welt angeglichen. Es gibt Bischöfe, die dem „Synodalen Weg“ vorgreifen, z.B., wenn das Bistum Münster stärker Laien an der Bischofsweihe beteiligen will, wenn Rottenburg 22 Frauen mit der Taufspendung beauftragt, obgleich erst geprüft werden sollte, ob nicht Priester und Diakone diese Aufgabe übernehmen können, oder wenn der Bischof von Speyer offizielle Segensfeiern für gleichgeschlechtliche und wiederverheiratete geschiedene Paare einführt. Es mag ja sein, dass die Bischöfe der Synodenmehrheit mit dem „Synodalen Rat“ Laien in die Mitverantwortung für die Umsetzung der Beschlüsse des „Synodalen Rates“, entgegen der Lehre der Kirche, hineinziehen wollen. Ihrer bischöflichen Verantwortung können sie sich dadurch nicht entziehen.

Die Katholiken, die der Lehre der Kirche treu bleiben, werden sich um die Bischöfe scharen, die diesem Irrweg nicht folgen.

Nach dem Treffen des „Synodalen Ausschusses“ in Essen gab die ZdK-Vorsitzende Stetter-Karp den Redakteuren Joachim Heinz (KNA) und Roland Müller ein Interview (katholisch.de).

Frage: „Frau Stetter-Karp, wie verliefen die Diskussionen bei der ersten Sitzung des »Synodalen Ausschusses«“ ...

Stetter-Karp antwortete: „Yes we can! Dieses Gremium ... wird viel bewegen können für die Zukunft der Kirche in Deutschland“.

Frage: „Bei der ersten Sitzung waren acht von 27 Diözesanbischöfen nicht dabei. Auch wenn die Gründe dafür sehr unterschiedlich waren: Raubt das dem Gremium zum Start nicht schon die Autorität“?

Stetter-Karp: „Der Ausschuss berät und entscheidet mit den anwesenden Mitgliedern ... Und jene vier Bi-

Titelbildbeschreibung



Die „Transfiguration“

von Raffael

Die „Verklärung Christi“ (Evangelium zweiter Fastensonntag) ist das letzte Gemälde von Raffael (1483-1520) und galt bis ins 20. Jahrhundert als das berühmteste Gemälde der Welt. Hier ist der obere Teil dieses Bildes abgebildet. Er illustriert die Bibelstellen Mt 17,1-6, Mk 9,2-4 und Lk 9,28-31.

Christus schwebt vor einer mandelförmigen Gloriole aus Licht und Wolke. Dieses Bild wird manchmal in Beziehung gebracht mit der Wolke, in der sich Gott beim Exodus verbirgt (Ex 13,21), oder der Wolke, welche Christus bei seiner Himmelfahrt aufnahm (Apg 1,9) oder auf der er wieder kommen wird (Mt 24,27). Die extrem weiße, schon farblos wirkende Wolke übertrifft noch das strahlende Gewand von Christus. Dieser schwebt und steht nicht einmal auf einer Wolke. Er hat seinen Blick nach oben gerichtet und seine Arme in Orantenhaltung. Seine Verklärung scheint eine Vorwegnahme seiner Auferstehung. An seiner Seite schweben Elija und Mose mit den Gesetzestafeln. Sie sind ganz auf Christus ausgerichtet. Sie sind kleiner als Christus gemalt, sie sind Vorläufer des Messias.

Die drei Apostel (von links) Jakobus, Petrus, Johannes, haben sich auf den Boden geworfen und sind geblendet durch das strahlende göttliche Licht. Ihre Umhänge sind grün, gelb und rot. Vielleicht sollen sie auch die göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe symbolisieren. Die Zuordnung von Rot an Johannes ist jedenfalls einsichtig (1 Joh 4,7).

Die beiden Personen am linken Bildrand sind vielleicht Justus und Pastor, die Kirchenpatrone der Kathedrale Saint Juste in Narbonne, für die das Bild ursprünglich bestimmt war und deren Festtag im Heiligenkalender der Katholischen Kirche auf den 6. August, den „Tag der Verklärung des Herrn“ fällt.

Alois Epple

Fortsetzung Prüfstand

schöfe, die diesmal einfach zeitlich verhindert waren, werden ja beim nächsten Mal dabei sein“.

Frage: „Beim »Synodalen Weg« wurden immer auch die Mehrheiten der Bischöfe mitbedacht. Wie verläuft es beim »Synodalen Ausschuss«? Haben die Bischöfe weiterhin eine Möglichkeit ein Veto einzulegen“?

Stetter-Karp: „Ich bin froh, dass [sich] der Ausschuss u.a. auf eine künftige Entscheidungsfindung mit zwei Drittel Mehrheit aller anwesenden Mitglieder geeinigt hat ...“.

Frage: „Die Arbeit des Ausschusses ist nur schleppend angelaufen.

Die Arbeitsgruppen sind noch nicht mit genügend Mitgliedern besetzt gewesen. Die Finanzierung ist noch nicht klar, es gibt noch keine eigenen Mitarbeiter für das Gremium. Wann nimmt die Arbeit des Ausschusses endlich Fahrt auf – und wie geht es jetzt weiter“?

Stetter-Karp: „Wir haben spätestens mit dieser Sitzung ordentlich Fahrt aufgenommen ... Nach Vordenken. Handeln. Und die Herausforderungen annehmen. Darum geht es jetzt“.

Jetzt wissen wir, was auf uns zukommt.

Hubert Gindert

Leserbrief

Wie steht es heute um die Wahrheit?

In den letzten Jahren kommt bei Interviews oder bei Gesprächen im Fernsehen sehr häufig das Wort „tatsächlich“ vor. Beispiel: „Im Urlaub hatten wir tatsächlich schönes Wetter!“ Warum sagt man nicht „Im Urlaub hatten wir schönes Wetter!“? Warum die Zusatzinformation „tatsächlich“? Anscheinend hat der Satz „Im Urlaub war das Wetter schön“ heute nur einen geringen Wahrheitsgehalt. Erst das Wort „tatsächlich“ gibt ihm den vollen Wahrheitsgehalt. Man geht davon aus, dass der Zuhörer annimmt, dass man es im Allgemeinen mit der Wahrheit nicht so genau nimmt. Wenn ich hingegen sage: „Im Urlaub war das Wetter tatsächlich schön!“, so bedeutet dies, dass ich dem Zuhörer zusätzlich und nachdrücklich zur Kenntnis gebe, dass ich diesmal nicht relativiere, dass ich diesmal nicht meine, dass das Wetter relativ schön war, dass es nicht einige Tage auch schlechtes Wetter gab, dass ich mich schäme zuzugeben, dass schlechtes Wetter während des Urlaubs war und ich die falsche Urlaubszeit oder den falschen Urlaubsort gewählt habe. Erst durch die Bekräftigung „tatsächlich“ signalisiere ich dem Zuhörer, dass meine Aussage vollumfänglich stimmt.

Ebenfalls wird heute die Floskel „ehrlich gesagt“ häufig verwendet. So lautet ein Satz: „Ehrlich gesagt, in meinem Urlaub hatte ich schönes Wetter!“ Der Zusatz „ehrlich gesagt“ bedeutet jedoch

nicht nur eine Bekräftigung meiner Aussage, wie beim Wort „tatsächlich“, sondern auch, dass der Zuhörer vielleicht davon ausgeht, dass ich nicht immer in meinen Aussagen „ehrlich“ bin. Mit der Floskel „ehrlich gesagt“ signalisiere ich meinem Zuhörer, dass ich es diesmal wirklich so meine wie ich es sage. Anscheinend ist dies sonst nicht immer der Fall. Wenn ich also sage: „In meinem Urlaub hatte ich schönes Wetter!“ dann hat der Zuhörer vielleicht den Eindruck, dass ich übertreibe oder untertreibe, auf jeden Fall, dass ich ein wenig neben der Wahrheit liegen könnte. Neulich predigte ein Diakon bei einem Wortgottesdienst für einen Verstorbenen: „Ehrlich gesagt, ich wählte, in Rücksprache mit der Witwe, die Lesung selber aus!“ Wieso der Zusatz „ehrlich gesagt“? Ich gehe davon aus, dass ein Diakon ehrlich ist. Hier steckt noch etwas Weiteres dahinter. Durch den Zusatz „ehrlich gesagt“ gewinnt die Aussage an Gewicht und Bedeutung und mit der Aussage gewinne auch ich an Bedeutung. Sie wird zu einer besonderen Aussage. So wird man versteckt ein wenig zu einem Angeber.

Das Wort „tatsächlich“ und die Floskel „ehrlich gesagt“ sind heute kleine Hinweise der Verlogenheit unserer Gesellschaft, die es mit der Wahrheit nicht mehr so genau nimmt, bei der die Unwahrheit hoffähig ist. Ein wenig fühle ich mich da schon an das achte Gebot erinnert.

Alois Epple

Veranstaltungen

IK-Augsburg und Der Fels e.V.

9. Juni 2024
Besuch des
Wallfahrtsortes
Maria Vesperbild
10.15 Pilgeramt
14.00 Sakramentsprozession



2. Sept. - 5. Sept 2024:
31. Theol. Sommerakademie

Thema: Die katholische Kirche - Tradition und Aggiornamento

Eröffnung am 2.9.: 16.00 Pontificalamt mit Kardinal Kurt Koch in der Basilika St. Ulrich und Afra in Augsburg
19.30 Uhr: Vortrag des Kardinals: Papst Benedikt XVI. zur Glaubensweitergabe. Inspiration und Aufbruch
spiritueller Tag am 4.9. vormittags in Maria Vesperbild, nachmittags in Marienfried

Information: Tel.: 08191 22687
E-Mail: stumpf@ik-augsburg.de

Gebetsstätte

Marienfried

Alle Termine finden Sie unter:

www.marienfried.de
Marienfriedstr. 62,
89284 Pfaffenhofen a. d. Roth
Telefon 07302-9227-0
mail@marienfried.de



Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Pfarrvikar Dr. Achim Dittrich
Regensburger Str. 79, 92637 Weiden
- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Prälat Ludwig Gschwind
Hl.-Kreuz-Str. 1, 86513 Ursberg
- Klemens Hogen-Ostlender
St.-Sebastianus-Straße 11,
59955 Winterberg
- Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann
Pontificio Collegio Teutonico
Via della Sagrestia 17
V-00120 Citta del Vaticano
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum

Vorab-Ankündigung: Kardinal-von-Galen-Kreis e.V.

Die Pfingstakademie 2024 des Kardinal-von-Galen-Kreises soll von Donnerstag, 13.6. bis Samstag, 15.6.2024 im Kloster Maria Engelport stattfinden.

Weitere Informationen in der nächsten Ausgabe – nur noch etwas Geduld..

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Februar 2024

FÜR UNHEILBAR KRANKE

Wir beten, dass unheilbar kranke Menschen und ihre Familien immer die notwendige Pflege und Begleitung erhalten, sowohl in medizinischer als auch in menschlicher Hinsicht.

Foto- und Quellennachweise:

36 Abb. 95-97 im Buch Petrus Canisius. Reformator der Kirche von Julius Oswald und Peter Rummel (Hg.): Archiv der Oberdeutschen Provinz der Jesuiten, München; Farbfoto: IKM/Bertel, München; 41 Th. Wittemann; 37 By Theodor Schnell the Younger - Self-photographed, Public Domain; 38-39 Catechismus; 40, 44 links, 46, 55, 60 privat; 42 Nicolas Schnall; 43 A. Zimmer; 44 re: Von Romanuspontifex - Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, commons.wikimedia; 45 unsplash Wiktorja Skrzekotowska; 47 unsplash Katherine Hanlon; 48 Joseph Kardinal Ratzinger: Aus meinem Leben, DVA Stuttgart, 1997, S. 70; Peter Seewald: Der deutsche Papst, Weltbild, 2005, S. 78 und 49; 49 Von © H. Elvir Tabakovic, Can. Reg. / Propstei St. Michael, Paring, CC BY-SA 4.0, commons.wikimedia; 51 pexels Tima Miroshnichenko; 52 unsplash Nadya Filatova, Thomas Vermeersch; 54 L. Gschwind; 56 kirchenundkapellen.de, Lagerkirche1; K. Hogen-Ostlender; 57 Autorstwa op unknown, www.adiec.czest.niedziela.pl /blogoslawieni/index.php?action=binkiewicz, Domena publiczna, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=15783410, B. Hauptert und F. J. Schäfer: Der vergessene Hugo Pfeil. Häftling Nr. 2644 in Dachau-Pastor in Humes (Saar), in: imprimatur 26. Jahrgang, Nr.8, 22.12.1993, S. 302-303, Trierer biographisches Lexikon, By lb.wikipedia.org, wiki, Fichier: Jean_Bernard.jpg, Fair use, en.wikipedia.org/w/index.php? curid=64558256; 58-59 Pfr. Andreas Weiß, Herrn Bernhard Tönnies; 64 Bildnachweis: Selige Märtyrer von Dachau e.V.

Quelle 44-47: <https://christlichesforum.info/sakrileg-kardinal-mueller-zum-segen-fuer-sexuelle-beziehungen-ausserhalb-der-ehe/>

Spendenaufwurf

DER
FELS

Liebe FELS-Leser,

Bitte unterstützen Sie uns weiterhin ausreichend finanziell.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen
Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Fels e.V.,

IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

DER FELS 4215

PVSt/Entgelt bezahlt/DPAG
Fels-Verein e.V., Auslieferung
Postfach 11 16
86912 Kaufering



Giuseppe Girotti's Kreuzweg

Schon im Alter von 13 Jahren folgte der am 19. Juli 1907 in Alba im Piemont geborene Giuseppe Girotti seiner Berufung mit dem Eintritt ins kleine Seminar der Dominikaner im nahegelegenen Chiere. 1923 wurde er in den Orden aufgenommen, 1930 zum Priester geweiht, studierte dann in der Jerusalemer Bibelschule und lehrte schließlich in Turin als Professor am theologischen Seminar der Dominikaner sowie an der Hochschule der Consolata-Missionare. Wie später Papst Johannes Paul II. nannte Giuseppe Girotti bereits damals Juden die älteren Brüder der Christen. Im mit dem nationalsozialistischen Deutschland verbündeten Italien verschaffte der Dominikanerpater verfolgten Juden sichere Verstecke und gefälschte Ausweise für die Flucht. Er hatte auch Kontakt zu Partisanen und setzte sich für die Freilassung von Gefangenen ein. Am 29. August 1944 wurde er verhaftet, nachdem ein Spion ihn verraten hatte. Über Gefängnisse in Turin, Mailand und Bozen führte sein Weg am 9. Oktober ins KZ Dachau. Als sich

die neuen Gefangenen dort zur Desinfektion entkleiden mussten, sagte der Pater traurig: „Wir sind auf der zehnten Station des Kreuzwegs: Jesus wird seiner Kleider beraubt“.

Trotz anstrengender Arbeit in der „Plantage“ des Konzentrationslagers hatte er die Gabe, auch bei Schmerzen zu lächeln und große Demütigungen mit Demut und Sanftmut zu ertragen. Seine Kraftquelle waren die Eucharistie, das Gebet und das Studium des Wortes Gottes. Er zögerte nicht, bei Konflikten, etwa bei der Essensverteilung, schlichtend einzugreifen. In der Hölle des Lagers war seine Hilfsbereitschaft gegenüber Mithäftlingen sehr groß. Er schenkte einmal trotz seines ständigen großen Hungers sogar Brot und Käse einem Mitbruder: „Nehmen sie es, Sie sind jünger als ich und brauchen es mehr.“

Sein körperlicher Zustand verschlechterte sich Ende 1944 immer mehr. Der vom Hunger geschwächte Körper litt an Arthritis und einer Nierenentzündung. Giuseppe Girotti

musste sich auf die Krankenstation des Lagers begeben, wo man auch Leberkrebs feststellte. Vier Wochen vor der Befreiung des KZ Dachau wurde der Dominikanerpater am Ostersonntag, dem 1. April 1945, durch eine Injektion mit Benzin ermordet. Sein Leichnam wurde in einem Massengrab auf dem Leitenberg in Dachau-Etzenhausen bestattet.

Schon im KZ hatten Kameraden die Heiligmäßigkeit des Paters erkannt. Einer schrieb auf das Brett über seiner Schlafstelle: „Hier schlief der heilige Giuseppe Girotti.“ Die Israelische Gedenkstätte Yad Vashem verlieh ihm 1995 den Ehrentitel „Gerechter unter den Völkern“ für sein selbstloses Engagement für verfolgte Juden. Zu seinen Ehren wurde in der Allee der Gerechten ein Baum gepflanzt. Giuseppe Girotti's Seligsprechungsprozess wurde 26 Jahre nach dem Beginn 2014 in seiner Geburtsstadt Alba mit der Seligsprechung und der Anerkennung als Märtyrer abgeschlossen.

Klemens Hogen-Ostlender